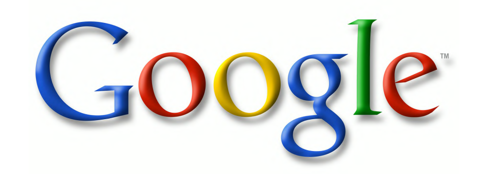
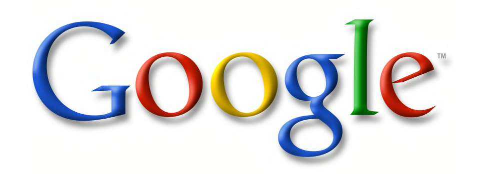
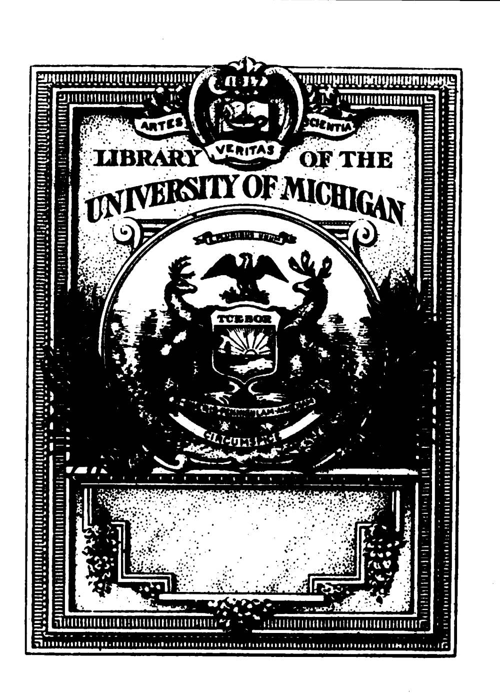
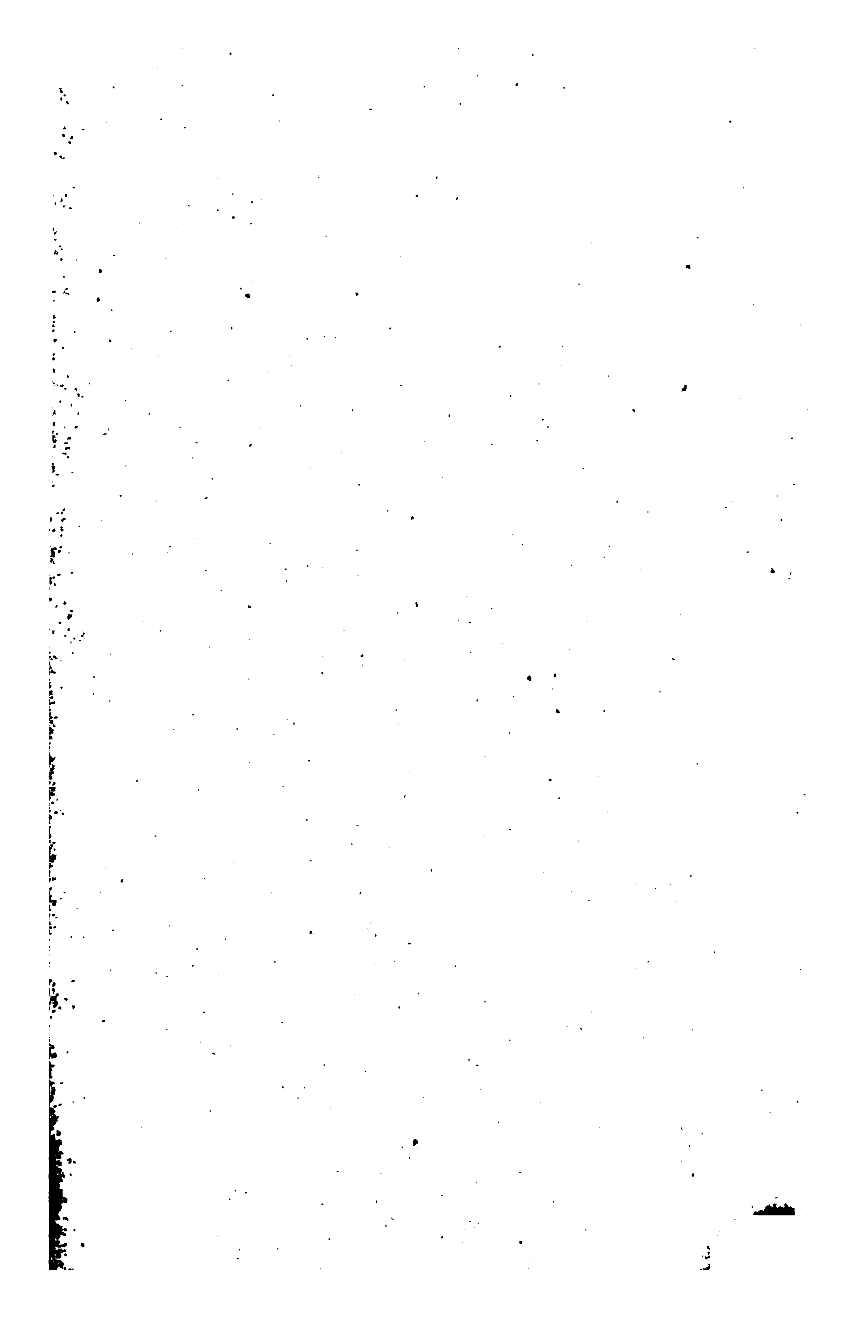
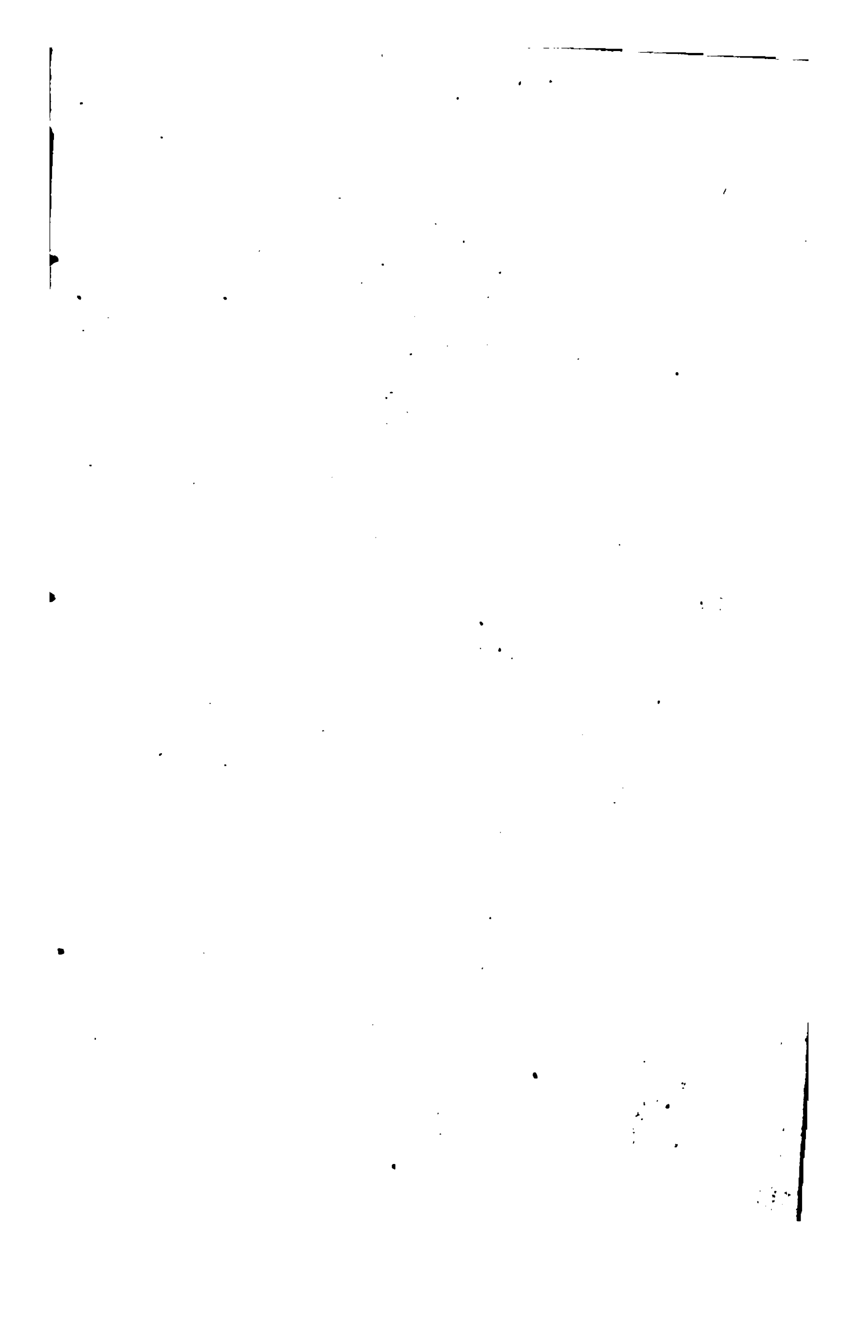





1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR







Fra

Franz Sternbald's Wanderungen.

Zweyter Theil.

Erstes Buch.

Franz Sternbald's Wanderungen.

Zweyter Theil.

Erstes Buch.



Erstes Capitel.

In einem alten Buche, das in meiner Sammlung sich befindet, habe ich immer folgende Stelle mit vorzüglichem Wohlgefallen gelesen:

»O Jugend! du lieber Frühling, der du so sonnenbeschienen vorn im Anfange des Lebens liegst! wo mit zarten Aeugelein die Blumen umher, des Waldes neugrüne Blätter, wie mit fröhlicher Stimme dir winken, dir zujauchzen: du bist das Paradies, das jeder der spätgebornen Menschen betritt, und das für jeden immer wieder von neuem verloren geht.«

»Gefilde voll Seligkeit! überhangend von Blüthen, durchirrt von Tönen! Sehnsucht weht und spielt in deinen süßen Hainen. Vergangenheit so golden, Zukunft so wunderbar: wie mit dem Sirenengesange der Nachtigall lockt es von dort her; mondliche Schimmer breiten sich auf dem Wege aus,

liebliche Düfte ziehen aus dem Thale herauf, vom Berge nieder den Silberquell. O Jüngling, in dir glänzt Morgenröthe, sie rückt mit ihren Strahlen und wunderglänzenden Wolkenbildern herauf; dann folgt der Tag, bis auf die Spur sogar verfließt die heimliche Sehnsucht; alle Liebesengel ziehen fort, und du bist mit dir allein. War alles nur Dunst und bunter Schatten, wornach du brünstig die Arme strecktest?« —

Aus Wolken winken Hände,
An jedem Finger rothe Rosen,
Sie winken dir mit schmeichlerischem Kosen,
Du stehst und fragst: wohin der Weg sich wende?

Da singen alle Frühlingslüfte,
Da duften und klingen die Blumendüfte,
Lieblich Rauschen geht das Thal entlang:
Sey muthig, nicht bang!

Siehst du des Mondes-Schimmer,
Der Quellen hüpfendes Geflimmer?
In Wolken hoch die goldnen Hügel,
Der Morgenröthe himmelbreite Flügel?

Dir entgegen ziehn so Glück als Liebe,
Dich als Beute mit goldenen Netzen zu fahn,
So leise lieblich, daß keine Ausflucht bliebe,
Umzingeln sie dich, bald ist's um dich gethan.«

— Was will das Glück mit mir beginnen?
O Frühlingsnachtigall, singst du drein?
Schon dringt die sehnende Lieb' auf mich ein,
Wie Mondglanz webt's um meine Sinnen. —

Wie bang ist mir's, gefangen mich zu geben,
Sie nah'n, die Schaaren der Wonne mit Heeresmacht!
Verloren, verträumt ist das fliehende Leben,
Schon rüstet sich Lieb' und Glück zur Schlacht.

Der Kampf ist begonnen,
Ich fühle die Wonnen
Durchströmen die Brust:
O, sel'ge Gefilde,
Ich komme, wie milde
Erquickt und ermattet des Lebens Lust.

Es winket vom Himmel
Der Freuden Gewimmel,
Und lagert sich hier:
Im Boden, ich fühle
Der Freude Gewühle,
Sie streben und drängen entgegen mir.

Der Quellen Getöne,
Der Blümelein Schöne,
Ihr lieblicher Blick,
Sie winken so eigen,
Ich deute das Schweigen:
Sie wünschen mir alle zum Leben Glück. — —

Nun geht das Kind auf grünen Wegen,
Den goldglänzenden Strahlen entgegen,
Im bangen Harren geht es weit,
Es klopft das Herz, es flieht die Zeit.

Es ist, als wenn die Quellen schwiegen,
Ihm dünkt, als dunkle Schatten stiegen,
Und löschten des Waldes grüne Flammen,
Es falten die Blumen den Putz zusammen.

Die freundlichen Blüthen sind nun fort,
Und Früchte stehen an selbigem Ort;
Die Nachtigall versteckt die Gesänge im Wald,
Nur Echo durch die Einsamkeit schallt.

»Morgenröthe, bist du nach Haus' gegangen?
Ruft das Kind, und streckt die Händ' und weint;
O komm', ich bin erlös't vom Bangen,
Du wolltest mich mit goldnen Netzen fangen,
Du hast es gewiß nicht böse gemeint.«

»Ich will mich gerne drein ergeben,
Es kann und soll nicht anders seyn;
Ich opfre dir mein junges Leben,
O, komm' zurück, du Himmelsschein!«

Aber hoch und höher steigt das Licht,
Und bescheint das thränende Gesicht;
Die Nachtigall flieht waldwärts weiter,
Quell wird zum Fluß, und immer breiter.

»Ach, und ich kann nicht hinüber fliegen!
Was mich erst lockt, ist nun so weit,
Der Morgenglanz, die Töne müssen jenseits liegen,
Ich stehe hier, und fühle nur mein Leid.«

— Die Nachtigall singet aus weiter Fern':
»Wir locken, damit du lebest gern,
Daß du dich nach uns sehnst, und immer matter sehnst,
Ist, was du thöricht dein Leben wähnst.« — — —

Ich wähte dieses alte, kindlich redende Lied zum Eingange dieses dritten Buches meiner Geschichte. Der unbekannte Verfasser beweint in diesen Worten seine weit entflohene Jugend, und seine Erinnerungen legen sich als Töne und sanfte Bilder vor ihm hin, die auch mich wieder ansprechen, und jeden, der diese Stelle lies't. — Wie viele Zeit ist indeß verflossen! Es mag kommen, daß nach langer Zeit jemand, den ich nicht kenne, dieses Buch aufschlägt, und von diesen Worten gerührt wird. Gibt es denn nun, geliebter Leser, nicht eine ewige Jugend? Indem du dich der Vergangenheit erinnerst, ist sie nicht vergangen: Deine Ahndung des Künftigen macht die Zukunft zur Gegenwart, die Verwandlung der Natur außer dir ist nur scheinbar: wie fliegende Wolken umhüllt die Wirklichkeit die innere Sonne. Sonnenblicke wechseln mit Schatten; in ewiger Erneuerung gibt es kein Alter.

Darum fahre ich in meiner Geschichte fort. Laß die vorige Zeit in dein Gemüth zurück kommen, und glaube, daß die Geister der großen Künstler, die damahls lebten, dich umgeben und kennen, wie ich es glaube. Dann wirst du an jenen Gestalten Ergetzen finden, die ich dir vorüber führe.

Franz Sternbald und sein Freund Rudolph Florestan durchwanderten jetzt den Elsaß. Es war die Zeit im Jahre, wenn der Frühling in den Baumknospen schläft, und die Vögel ihn in den unbelaubten Zweigen aufwecken wollen. Die Sonne schien blaß und gleichsam blöde auf die warme dampfende Erde hernieder, die das erste neue Gras aus ihrem Schooße gebahr. Sternbald erinnerte sich der Zeit, als er zuerst seine Pflegeältern verließ, um bey Albrecht Dürer in Nürnberg zu lernen, gerade in solchem Wetter hatte er sein friedliches Dorf verlassen. Sie gingen, indem Rudolph fröhliche Geschichten erzählte, durch die schöne Gegend. Straßburg lag hinter ihnen, noch sahen sie den erhabenen Münster, in der nächsten Stadt wollten sie einen Mann erwarten, der auf der Rückreise von Italien begriffen war.

In Straßburg hatte Franz seinem Sebastian folgenden Brief geschrieben:

»Jetzt, lieber Sebastian, ist mir sehr wohl, und du wirst dich darüber freuen. Meine Seele ergreift das Ferne und Nahe, die Gegenwart und die Ver-

gangenheit mit gleicher Liebe, und alle Empfindungen trage ich sorglich zu meiner Kunst hinüber. Warum quäle ich mich ab, da ich mich doch am Ende überzeugen muß, daß jeder nur das leisten wird, was er leisten kann? Wie kurz ist das Leben, und warum wollen wir es mit unseren Beängstigungen noch mehr verkürzen? Jeder Künstlergeist muß sich ohne Druck und äußern Zwang, wie ein edler Baum mit seinen mancherley Zweigen und Aesten ausbreiten; er strebt von selbst durch eigene Kraft nach den Wolken zu, und seine Mitwirkung erzeugt sich die erhabene Pflanze, sey es Eiche, Buche oder Cypresse, Myrthe oder Rosengesträuch, je nachdem der Keim beschaffen war, aus dem sie zuerst in die Höhe sproßte. So musicirt jedes Vögelein seine eigenthümlichen Lieder. Freylich will es unter ihnen auch je zuweilen einer dem andern nach- und zuvor thun; aber sie verfehlen doch nie so sehr ihren Weg, wie es dem Menschen nur gar zu oft geschieht.«

»So will ich mich denn der Zeit und mich selbst überlassen. Soll ein Künstler, kann ein edler Mahler aus mir werden, so geschieht es gewiß; mein Freund Rudolph lacht täglich über meine unschlüssige Aengstlichkeit, die sich auch nach und nach verliert. Im reinen Sinne spiegeln sich alle Empfindungen, und lassen nachher eine Spur zurück, und selbst was das Gemüth nicht aufbewahrt, nährt heimlicher Weise den Sinn der Kunst, und ist nicht verloren. Das

tröstet mich und hemmt die Beklemmungen, die mich sonst nur gar zu oft überwältigen.«

»Auf eine fast magische Weise, zauberisch oder himmlisch, (denn ich weiß nicht, wie ich es nennen soll) ist meine Phantasie mit dem Engelsbilde angefüllt, von dem ich dir schon so oft gesprochen habe. Es ist wunderbar. Die Gestalt, die Blicke, der Zug des Mundes, alles steht deutlich vor mir, und doch wieder nicht deutlich, denn es dämmert dann, wie eine ungewisse, vorüber schwebende Erscheinung vor meiner Seele, daß ich es fest halten möchte, und Sinnen und Erinnerung brünstig ausstrecke, um es wirklich und wahrlich zu gewahren, und zu meinem Eigenthum zu machen. So ist es mir oft seit dem gegangen, wenn ich die Schönheit einer Landschaft so recht innigst empfinden wollte, oder die Größe eines Gedankens, oder den Glauben an Gott. Es kommt und geht; bald Dämmerung, bald Mondschein, nur auf Augenblicke wie helles Tageslicht. Der Geist ist in ewiger Arbeit, im rastlosen Streben, sich aus den Ketten aufzurichten, die ihn im Körper zu Boden halten.«

»O mein Sebastian! wie wohl ist mir, und wie lieblich fühl' ich in mir die Regung der Lebenskraft und die heitere Jugend! Es ist herrlich, was mir die Rheinufer, die Berge und die wunderbaren Krümmungen des Gewässers verkündigt haben. Von dem

großen Münster will ich dir ein ander Mahl reden, ich bin zu voll davon.«

»In Straßburg habe ich für einen reichen Mann eine heilige Familie gemahlt. Es war das erste Mahl, daß ich meinen Kräften in allen Stunden vertraute, und mich begeistert und doch ruhig fühlte. In der Madonna habe ich gesucht, die Gestalt hin zu zeichnen, die mein Inneres erleuchtet, die geistige Flamme, bey der ich mich selbst sehe, und alles, was in mir ist, und durch die alles von dem lieblichen Wiederscheine verschönt und strahlend ist. Es war beym Mahlen unaufhörlich derselbe Kampf zwischen Deutlichkeit und Ungewißheit in mir, und darüber ist es mir vielleicht nur gelungen. Die Gestalten, die wir wahrhaft anschauen, sind eben dadurch in uns schon zu irdisch und wirklich, sie tragen zu viele Merkmahle an sich, und vergegenwärtigen sich daher zu körperlich. Geht man aber im Gegentheile auf's Erfinden aus, so bleiben die Gebilde gewöhnlich luftig und allgemein, und wagen sich nicht aus ihrer ungewissen Ferne heraus. Es kann seyn, daß diese meine Geliebte (denn warum soll ich sie nicht so nennen)? so das Ideal ist, nach dem die großen Meister gestrebt haben, und von dem in der Kunst so viel die Rede ist. Ja, ich sage sogar, Sebastian, daß sie es seyn muß, und daß diese Unbekanntschaft, dieß Fernseyn von ihr, dieß Streben meines Geistes, sie gegenwärtig zu machen und zu besitzen, meine Begeiste-

rung war, als ich das Bild mahlte. Darum gab ich es auch so ungern aus meinen Händen, und seitdem ist meine Phantasie noch ungewisser; denn manchmahl steht nur die gemahlte Madonna vor meinen Augen, und ich denke dann, genau so müsse die Unbekannte gestaltet seyn. Wenn ich sie einst finden sollte, würde dann vielleicht mein Künstler-Talent seine Endschaft erreicht haben? — Nein, ich will es nicht glauben.«

»Festen Muthes, wie ein Eroberer, will ich in das Gebieth der Kunst vor rücken; ich fühle es ja, wie mein Herz für das Edle und Schöne entzückt ist, es ist also mein Gebieth, mein Eigenthum, ich darf darin schalten, und mich einheimisch fühlen.«

»Wirf mir nicht Stolz vor, Sebastian; denn du thätest mir Unrecht. Ich bin und bleibe, wie ich war. Der Himmel schenke dir Gesundheit.«

Nach einigen Tagen waren die Wälder, Felder und Berge grün geworden, und die Obstbäume blühten, der Himmel war heiter und blau, sanfte Frühlingslüfte spielten zum ersten Mahle durch den Sonnenschein und über die fröhliche Natur hin. Sternbald und Rudolph waren entzückt, als sie von einem Hügel hinab in die überschwengliche Pracht hinein schauten. Das Herz ward ihnen groß, und sie fühl-

ten sich beyde neu geboren, von Himmel und Erde mit Liebe magnetisch angezogen.

»O mein Freund!« rief Sternbald aus, »wie liebreitzend hat sich der Frühling so plötzlich aufgeschlossen! Wie ein melodischer Gesang, wie angeschlagene Harfensaiten sind diese Blüthen, diese Blätter heraus gequollen, und strecken sich nun der liebkosenden, warmen Luft entgegen. Der Winter ist fort, wie eine Verfinsterung, die ein Sonnenblick von der Natur hinweg gehoben. Sieh, alles keimt und sproßt und blüht, die kleinsten Blumen, unbemerkte Kräuter drängen sich hinzu; alle Vögel singen und jauchzen, und flattern umher, in fröhlicher Ungeduld ist die ganze Schöpfung in Bewegung, und wir sitzen hier als Kinder, und fühlen uns dem großen Herzen der mütterlichen Natur am nächsten.«

Rudolph nahm seine Flöte, und blies ein lustiges Lied. Es schallte fröhlich den Berg hinunter, und Lämmer im Thale fingen an zu tanzen.

»Wenn nur der Frühling nicht so schnell vorüber ginge;« sagte Rudolph, »er ist eine Morgenbegeisterung, welche die Natur selbst nicht lange aushält.«

»Oder daß es uns nur gegeben wäre,« sagte Sternbald, »diese Fülle, diese Allmacht der Lieblichkeit in uns zu saugen, und im hellsten Bewußtseyn diese Schätze aufzusparen. Ich wünsche nichts mehr,

als daß ich in Tönen und Gesängen den übrigen Menschen diese Gefühle geben könnte; daß ich unter Musik und Frühlingswehen dichtete, und die höchsten Lieder sänge, die der Geist des Menschen bisher noch ausgeströmt hat. Ich fühle es jedes Mahl, wie Musik die Seele erhebt, und die jauchzenden Klänge wie Engel mit himmlischer Unschuld alle irdischen Begierden und Wünsche fern abhalten. Wenn man ein Fegfeuer glauben will, wo die Seele durch Schmerzen geläutert und gereiniget wird, so ist im Gegentheile die Musik ein Vorhimmel, wo diese Läuterung durch wehmüthige Wonne geschieht. »Das ist,« sagte Rudolph, »wie du die Musik empfindest! aber gewiß werden wenige Menschen darin mit dir überein stimmen.«

»Davon kann ich mich nicht überzeugen,« rief Franz aus. »Nein, Rudolph, sieh alle lebendige Wesen, wie die Töne der Harfe, der Flöte und jedes angeschlagenen Instruments sie ernst machen: selbst die Gesänge, die den Fuß mit lebendiger Kraft zum Tanz ermuntern, gießen eine schmachtende Sehnsucht, eine unbekannte Wehmuth in das Gemüth. Der Jüngling und das Mädchen mischt sich dann in den Reigen; aber sie suchen mit den Gedanken jenseit dem Tanze einen andern, geistigeren Genuß.«

»O, über die Einbildungen!« sagte Rudolph lachend, »eine augenblickliche Stimmung in dir trägst

de in die übrigen Menschen hinüber. Wer denkt beym Tanze etwas anderes, als daß er den Reigen durchführt, daß er sich im hüpfenden Schwarm auf eine lebendige Art ergetzt, und in diesem fröhlichen Augenblicke Vergangenheit und Zukunft durchaus vergißt. Der Tänzer sieht nach dem Mädchen, sie nach ihm; ihre Augen begegnen sich glänzend, und wenn sie eine Sehnsucht empfinden, so ist es gewiß eine ganz andere, als du geschildert hast.«

»Du bist zu leichtsinnig,« antwortete Franz, »es ist nicht das erste Mahl, daß ich es bemerke, wie du dir vorsetzlich das schönere Gefühl abläugnest, um einer sinnlicheren Schwärmerey nachzuhängen.«

»Nur nicht wieder diese grellen Unterschiede!« rief Rudolph aus; »denn das ist der ewige Punct unsres Streites.«

»Aber ich verstehe dich nicht.«

»Mag seyn,« schloß Florestan, »das Gespräch darüber ist mir jetzt zu umständlich, wir reden wohl ein ander Mahl davon.«

Franz war ein wenig auf seinen Freund erzürnt; denn es war nicht das erste Mahl, daß sie so mit einander stritten. Florestan betrachtete alle Gegenstände leichter und sinnlicher; er war oft dieselbe Empfindung, die Franz nur mit andern Worten ausdrückte; es fügte sich wohl, daß Sternbald nach einiger Zeit denselben Gedanken äußerte, oft kam auch

Rudolph später zu dem Gefühl, dem er kurz vorher an seinem Freunde widersprochen hatte. Wenn die Menschen Meinungen wechseln, so entsteht nur gar zu oft ein blindes Spiel des Zufalls daraus, aus dem Wunsche, sich mitzutheilen, entsteht die Sucht zu streiten, und widersprechen oft, statt uns zu bemühen, die Worte des andern zu verstehen.

Nachdem Franz eine Weile geschwiegen hatte fuhr er fort: »O mein Florestan, was ich mir wünsche, in meinem eigenthümlichen Handwerke das auszudrücken, was mir jetzt Geist und Herz bewegt, diese Fülle der Anmuth, diese ruhige scherzende Heiterkeit, die mich umgibt. Mahlen möchte ich es, wie in dem Luftraume sich edle Geister bewegen, und durch den Frühling schreiten, so, daß aus dem Bilde ein ewiger Frühling mit unverwelklichen Blüthen prangte, der jedem Auge auch nach meinem Tode neu aufginge, und den freundlichen Willkommen entgegen brächte. Meinst du nicht, daß es dem großen Künstler möglich sey, in einem Historiengemählde, oder auch auf andere Weise einem fremden Herzen das deutlich hin zu geben, was wir jetzt empfinden?«

»Ich glaube es wohl,« antwortete Florestan, und vielleicht gelingt es Manchem, ohne daß er sich gerade vorsetzt. Geh' nach Rom, mein Freund, und dieser ewige Frühling, nach dem du dich sehnst, blüht dort im Hause des Agostins Ghigi. Der gött-

liche Raphael hat ihn dort hin gezaubert, und man nennt diese Bilder gewöhnlich die Geschichte des Amor und der Psyche. Diese Luftgestalten schweben dort, vom blauen Aether umgeben, und bedeutungsvoll von großen frischen Blumenkränzen statt der Rahmen eingeschränkt und abgesondert. — Wenn du diese Bildungen mit dem Auge durchwanderst, so wird es dir vielleicht so seyn, wie mir immer bey ihrer Betrachtung gewesen ist. Die Geschichte selbst ist so lieblich und zart, ein Bild der ewigen Jugend von dem Jünglingsgeiste, dem prophetischen Sanzius in seiner schönen Entzückung hin gemahlt, die Verkündigung der Liebe und der Blumenschönheit des erhabenen Reitzes. Alles ist, um mich so auszudrücken, eine poetische Offenbarung über die Natur der Lieblichkeit, und sie ist dem Menschenherzen vertraulich nahe gerückt. Wie wenn der Frühling in seiner höchsten Blüthe steht, so schließt die Geschichte in diesen Bildern mit der hohen Pracht der Götterversammlung, wo im schönsten Leben alle einzelnen Gestalten vereinigt sind, und die Seligkeit des Olympus den sterblichen Augen enthüllen. Gedulde dich, mein Franz, bis du in Rom bist.«

»Ach, Raphael! sagte Franz Sternbald, »wie viel hab' ich nun schon von dir reden hören, wenn ich dich doch noch im Leben anträfe!«

»Ich will dir noch ein Lied vom Frühlinge singen,« sagte Rudolph.

Sie standen beyde auf, und Florestan sang. Er präludirte auf seiner Flöte, und zwischen jeder Strophe spielte er einige Töne, die sich wunderbar zum Liede paßten, und es dem Hörer gleichsam erläuterten.

Vöglein kommen her gezogen,
Setzen sich auf dürre Aeste: —
»Weit, ach weit sind wir geflogen,
Angelockt vom Frühlingsreste.«

Also klagen sie, die Kleinen:
»Schmetterlinge schwärmen schon,
Bienen sumsen ihren Ton,
Suchen Honig, finden keinen.«

»Frühling! Frühling! komm' hervor!
Höre doch auf unsre Lieder,
Gib uns unsre Blätter wieder,
Horch, wir singen dir in's Ohr.«

Kommt noch nicht das grüne Laub?
Laß die kleinen Blätter spielen,
Daß sie warme Sonne fühlen,
Keines wird dem Frost zu Raub.«

»Was singt so lieblich leise?
Spricht drauf die Frühlingswelt:

Es ist die alte Weise,
Sie kommen von der Reise,
Keine Furcht mich rückwärts hält.«

Auf thun sich grüne Aeugelein,
Die Knospen sich erschließen,
Die Vögelein zu grüßen,
Zu kosten den Sonnenschein.

Durch alle Bäume geht der Waldgeist,
Und summst: Auf, Kinder! der Frühling ist da:
Storch, Schwalbe, die ich schon oftmahls sah,
Auch Lerch' und Grasmück' ist her gereis't.

Streckt ihnen die grünen Arm' entgegen,
Laßt sie wohnen wie immer im schattigen Zelt,
Daß sie von Zweig zu Zweig sich regen,
Und jubeln und singen in frischer Welt.

Nun regt sich's und rauscht in allen Zweigen,
Alle Quellen mit neuem Leben spielen,
In den Aesten Lust und Kraft und Wühlen,
Jeder Baum will sich vor dem andern zeigen.

Nun rauscht's, und alle stehn in grüner Pracht,
Die Abendwolken über Wälder zieh'n,
Und schöner durch die Wipfel glüh'n
Der grüne Hain, von goldnem Feuer angefacht.

Gebiert das Thal die Blumen an das Licht,
Die die holde Liebe der Welt verkünden,
Es lächelt und winkt in stillen Gründen
Des sanften Veilchen Angesicht,
Das sinnige Vergißmeinnicht.

Sie sind die Winke, die süßen Blicke,
Die dem Geliebten das Mädchen reicht,
Vorbothen vom zukünft'gen Glücke,
Ein Auge, das schmachtend entgegen neigt.

Sie bücken sich mit schalkhaftem Sinn,
Und grüßen, wer vorüber geht,
Wer ihren sanften Blick verschmäht,
Dem reichen sie die weißen Finger hin.

Doch nun erscheint des Frühlings Frühlingszeit,
Wenn Liebe Gegenliebe findet,
Und sich zu einer Lieb' entzündet,
Dann glänzt die Pracht der Blumen hell und weit.

Die Rosen nun am Stock in's Leben kommen,
Und brechen hervor mit liebreitzendem Prangen,
Die süße Röthe ist aufgenommen,
Daß sie vereinter Schmuck dicht an einander hangen.
Dann ist des Frühlings Frühlingszeit,
Mit Küssen, mit Liebesküssen der Busch bestreut.

Rose, süße Blüthe, der Blumen Blum',
Der Kuß ist auf deinen Lippen gemahlt,
O Ros', auf deinem Munde strahlt
Der küssenden Lieb' Andacht und Heiligthum.

Höher kann das Jahr sich nicht erschwingen,
Schöner, als Rose der Frühling nichts bringen,
Nun läßt Nacht'gall Sehnsuchtslieder klingen.
Bey Tage singt das ganze Vögelchor,
Bey Nacht schwillt ihr Gesang hervor.
Und wenn Rose, süß' Rose die Blätter neigt,
Dem Sommer wohl das Vögelchor weicht,
Nachtigall mit allen Tönen schweigt.
Die Küsse sind im Thal' verblüht,
Dichtkunst nicht mehr durch die Zweige zieht.

Zweytes Capitel.

Noch im Felde begegnete ihnen der Mann, den sie in der nächsten Stadt hatten aufsuchen wollen; sie fingen zufälliger Weise ein Gespräch an, und erkannten sich dadurch. Der Mann nannte sich Bolz, und war ein Bildhauer, der jetzt nach Nürnberg, seinem Wohnorte reisete. Er kam aus Italien zurück, und hatte einen Gefährten bey sich, der wie ein Mönch gekleidet war.

Franz war erfreut, wieder jemand vor sich zu sehen, der bald seine liebe Vaterstadt erblicken, der seinen Dürer sprechen sollte; er ging daher dem Fremden mit aufrichtiger Freude und Frernd-schaft entgegen. Bolz und der Mönch schienen auf Sternbald nicht sonderliche Rücksicht zu nehmen.

Man unterhielt sich von der Kunst, und Franz

fragte begierig: »was macht der edle Raphael von Urbin? Habt Ihr ihn noch gesehen?

Der Mönch nahm das Wort. »Nein,« sagte er, »leider hat diese schönste Zier der edlen Mahlerkunst die Erde verlassen; er ist im vorigen Jahre gestorben. Mit ihm ist vielleicht die Kunst aus Italien entwichen.«

»Wie Ihr da sprecht!« rief der Bildhauer Bolz, »und was wäre denn der unsterbliche Michel Angelo, der die höchste Höhe der Kunst erreicht hat, die Raphael niemahls gekannt hat? Der uns gezeigt hat, was erhabener Reitz sey, und die Ideale der Alten mit dem genauen Studium der wirklichen Natur verbunden? Dieser lebt noch, mein junger Freund, und er steht lächelnd am Ziele der Sculptur und Mahlerey, als ein hoher Genius, der jedem Schüler sein Streben andeutet und erleichtert.«

»So ist mir dieser Wunsch meines Herzens versagt?« sagte Franz, den Mann zu sehen, der ein Freund meines Dürers war, den Dürer so bewunderte?«

»Nun freylich,« rief Bolz aus, »der alte gutherzige Dürer hat ihn auch wohl bewundern dürfen, und für ihn ist freylich Raphael noch viel zu gut. Er ist aber auch nicht im Stande, etwas von Angelo's Größe zu verstehen, wenn er ein Kunstwerk von diesem erhalten sollte.«

»Erlaubt« sagte Florestan, »ich bin kein Kenner

der Kunst; aber doch habe ich von Tausenden gehört, daß Raphael das Kleinod dieser Erde zu nennen sey, und wahrlich, wenn ich meinen Augen und meinem Gefühle trauen darf, so leuchtet eine erhabene Göttlichkeit aus seinen Werken.«

»Und wie Ihr alle von Dürer sprecht,« sagte Franz, »wahrlich! er weiß wohl daß Eigene und Große an fremden Werken zu schätzen, wie könnte er sonst selber ein so großer Künstler seyn! Ihr liebt Euer deutsches Vaterland wenig, wenn Ihr von seinem ersten Künstler geringe denkt.«

»Erzürnt Euch nicht,« sagte der Mönch; »denn es ist seine rauhe, wilde Art, daß er alles übertreibt. Ihm dünkt nur das Große, Gigantische schön, und der Sinn für alles Uebrige scheint ihm versagt.«

»Nun, was ist es denn auch mit Deutschland und mit unserer einheimischen Kunst?« rief Bolz ergrimmt aus. »Wie armselig und handwerksmäßig wird sie ausgeübt und geschätzt! Noch kein wahrer Künstlergeist hat diesen unfruchtbaren deutschen Boden, diesen trüben Himmel besucht. Was soll auch die Kunst hier? Unter diesen kalten, gefühllosen Mensen, die sie in dürftiger Häuslichkeit kaum als Zierrath achten? Darum strebt auch keiner von den sogenannten Künstlern, das Höchste und Vollkommenste zu erreichen, sondern sie begnügen sich, der kalten dürftigen Natur nahe zu kommen, ihr hin

und wieder einen Zug außer dem Zusammenhange abzulauschen, und glauben dann, wenn sie ihr Machwerk in kahler Unbedeutsamkeit stehen lassen, was Rechtes gethan zu haben. So ist Euer gepriesener Albert Dürer, Euer Lucas von Leyden, Schoorel, obgleich er in Italien gewesen ist, ja kaum der Schweizer Holbein verdient zu den Mahlern gezählt zu werden.«

»Ihr kennet sie nicht,« rief Franz unwillig aus, »oder verkennet sie mit Vorsatz. Soll denn ein Mann allein die Kunst und alle Trefflichkeit erschöpft und beendigt haben, so daß mit ihm, nach ihm kein anderer nach dem Kranze greifen darf? Wie beengt und klein müßte dann das himmlische Gebieth seyn, wenn es ein einziger Geist durchschwärmte, und wie ein Herkules an den Gränzen seine Säulen setzte, um der Nachwelt zu sagen, wie weit sie gehen könne. Mir scheint es Barbarey und Hartherzigkeit, Entwürdigung des Künstlers selbst, den ich vergöttern möchte, wenn ich ihm ausschließlich alle Kunst beylegen will. Bisher scheint mir Dürer der erste Mahler der Welt; aber ich kann es mir vorstellen, und er hat es selbst oft genug gesagt, wie viele Herrlichkeiten es außerdem noch gibt. Michael Angelo ist wenig, wenn es nicht möglich seyn darf, daß es auch jenseit seinem Wege Größe und Erhabenheit gibt.«

»Kommt nur nach Italien,« sagte Bolz, »und Ihr werdet anders sprechen.«

»Nein, Augustin,« fiel ihm der Mönch ein. »So reich die Kunstwelt dort seyn mag, so wird dieser junge Mann doch nachher schwerlich anders sprechen. Ihr gefallt Euch in Euern Uebertreibungen, in Eurer erzwungenen Einseitigkeit, und glaubt, daß es keinen Enthusiasmus ohne Verfolgungsgeist geben könne. Sternbald wird gewiß auch in Rom und Florenz seinem Dürer getreu bleiben, und er wird gewiß Angelo's Erhabenheit und Raphael's reitzende Schöne mit gleicher Liebe umfassen.«

»Und das soll er, das muß er!« rief Rudolph mit einem Ungestüm aus, den man sonst nicht an ihm sah. »Ihr, mein ungestümer Bruder Augustin, oder wie Ihr Euch nennt, habt wenig Ehre davon, daß Ihr solche Gesinnungen und Redensarten aus dem lieblichen Italien mit Euch bringt; nach Norden, nach den Eisländern hättet Ihr reisen müssen. Ihr sprecht von deutscher Barbarey, und fühlt nicht, daß Ihr selbst der größte Barbar seyd. Was habt Ihr in Italien gemacht, und wo hat Euch das Herz gesessen, als Ihr im Vatikan vor Raphael's Unsterblichkeit standet?«

Alle mußten über den Ungestüm des Jünglings lachen, und er selbst lachte von Herzen mit, obgleich ihm eine Thräne im Auge stand, die ihm seine begeisterte Rede hervor gebracht hatte. »Ich bin ein

Römer, sagte er dann, »und ich gestehe, daß ich Rom unaussprechlich liebe; Raphael ist es besonders, der Rom ausgeschmückt hat, und seine hauptsächlichsten Gemählde befinden sich dort. Vergebt mir, und sagt nun, was Ihr wollt! ich werde Euch gewiß nicht noch ein Mahl so heftig widersprechen.«

»So ist denn dieser Raphael gestorben!« fing Franz von neuem an, indem sie wieder friedlich über das Feld gingen. »Wie alt ist er denn geworden?«

»Gerade neun und dreyßig Jahre,« sagte der Mönch. »Am Charfreytage, an diesem heiligen Tage ist er geboren, und an diesem merkwürdigen Geburtstage ist er auch wieder von der Erde hinweg gegangen. Er war und blieb sein Lebelang ein Jüngling, und aus allen seinen Werken spricht ein milder, kindlicher Geist. Sein letztes Gemählde war die Transfiguration, Christi Verklärung, worin er sich seine eigene Apotheose gemahlt hat. Oben die Herrlichkeit des Erlösers, allgemeine Liebe in seinen Blicken, unter ihm der Glaube der Apostel, umgeben von dem übrigen Menschenleben, mit allem Elende, das darin einheimisch ist, Unglückliche, die dem Erlöser zur Heilung gebracht werden, und Zweifel, Hoffnung und Zutrauen in den Umstehenden. Raphael's Sarg stand in der Mahlerstube, und sein letztes vollendetes Gemählde daneben, seine eigene Verklärung. Der Finger ruhte nun auf immer, der diese Bilder in Leben und Bewegung gezaubert hat; die bunte,

freundliche Welt, die aus ihm hervor gegangen war, stand nun neben der blassen Leiche. Ganz Rom war in Bewegung, und keiner von denen, die es sahen, konnte sich der Thränen enthalten.«

»Nein,« rief Franz aus, »wer wollte sich der Thränen bey solchem Anblicke enthalten? Was können wir denn den großen Kunstgeistern zum Danke anders widmen, als unser volles, entzücktes Herz, unsere andächtige Verehrung? Für diese völlige Hingebung unsers eigenthümlichen Selbsts, für diesen vollen Glauben an ihre edle Trefflichkeit haben sie gearbeitet; dieß ist ihr größter Lohn. Kommen mir doch jetzt die Thränen in die Augen, wenn ich mir den Abgeschiedenen da liegen denke, unter seinen Gemählden, seine letzte Schöpfung dicht neben ihm, die so kürzlich noch sein Kunstgeist belebte und bewegte. O, man sollte denken, alle jene lebendigen Gestalten hätten sich verändern, und nur Schmerz und Verzweiflung über den entflohenen Raphael äußern müssen.«

Der Bildhauer sagte: »Nun gewiß, Ihr habt eine lebhafte Imagination; am Ende meint Ihr gar, sein gemahlter Christus hätte ihn wieder vom Tode erwecken können.«

»Und ist denn Raphael gestorben? rief Sternbald in seiner Begeisterung aus. »Wird Albrecht Dürer jemahls sterben? Nein, kein großer Künstler verläßt uns ganz; er kann es nicht, sein Geist, seine Kunst bleibt freundlich unter uns wohnen. Der Nahme

der Feldherrn wird auch vom späten Enkel noch gegenannt; aber größern Triumph genießt der Künstler; Raphael ruht neben seinen Kunstwerken glänzender, als der Sieger in seinen ehernen Grabmählern; denn er läßt die Bewegungen seines edlen Herzens, die großen Gedanken, die ihn begeisterten, in sichtbaren Bildungen, in lieblichen Klängen unter uns zurück, und jede Gestalt biethet schon jetzt dem noch ungebornen Enkel die Hand, um ihm zu bewillkommen; jedes Gemählde drückt den entzückten Beschauer an das Herz Raphaels, und er fühlt, wie ihn der Geist des Mahlers liebevoll umfängt und erwärmt, er glaubt den Athem wehen zu hören, die Stimme des Grußes zu vernehmen, und ist durch diese Stunde für seine ganze Lebenszeit gestärkt.«

Bolz sagte: »Ihr werdet Euer Lebelang kein großer Mahler werden; Ihr erhitzt Euch über alles ohne Noth, und das wird Euch gerade von der Kunst abführen.«

»Darin mögt Ihr nicht ganz Unrecht haben,« sagte der Mönch. »Ich kenne in Italien einen alten Mann der mir einmahl seine Geschichte erzählte, die mir sehr merkwürdig dünkte. Aus dem Ganzen erhellte, besonders nach der Meinung jenes Mannes, daß die Kunst einen ruhigen Geist fordre.«

»Das ist wohl ausgemacht,« fuhr Rudolph fort; »aber warum muß Euch ein alter Mann, den wir

Alle nicht kennen, gerade auf diesen Gedanken bringen, der doch so natürlich ist?«

»Er fiel mir nur dabey ein,« sagte der Mönch, »weil seine Geschichte recht sehr sonderbar ist, und weil der junge Mahler dort ihm auf eine wunderbare Weise ähnlich sieht, so daß ich an jenen Alten denke, seitdem wir mit einander gegangen sind.«

»Könnt Ihr uns nicht seine Geschichte erzählen?« fragte Franz.

Der Mönch wollte eben anfangen, als sie Jagdhörner und Hundegebell hörten. Ein Trupp Reiter jagte bey ihnen vorüber, und in den benachbarten Wald hinein. Die Berge gaben die Töne zurück, und ein schönes, musikalisches Gewirr lärmte durch die einsame Gegend.

Bolz stand still, und sagte: »Laßt um's Himmels Willen Eure langwierigen Erzählungen; freuet Euch doch an diesem Concerte, das, nach meinem Gefühle, jede Brust erregen müßte! Ich kenne nichts Schöneres, als Jagdmusik, den Hörnerklang, den Widerhall im Walde, das wiederhohlte Gebell der Hunde, und das hetzende Hallo der Jäger. Als ich jetzt Italien verließ, gelang es mir, bey Gelegenheit einer Jagd, einem überaus reitzenden Mädchen das Leben zu retten. Das, Herr Mahler, war eine Scene, die der Darstellung würdig war! Der grüne dunkelschättige Wald, das Getümmel der Jagd, ein

blondes, geängstigtes Mädchen, die vor Schrecken halb ohnmächtig einen Baum hinan klettern will, der Busen halb frey, die langen Haare aufgelös't, Fuß und Bein von der Stellung entblößt, ein Mann, der ihr Hülfe leistet. — Ich habe nie wieder so etwas Reitzendes gesehen, unter allen Menschen hat mir dieses Mädchen den Abschied aus Italien am meisten erschwert.«

Franz dachte unwillkührlich an seine Unbekannte, und der Mönch sagte: »Ich kann den Gegenstand so besonders mahlerisch nicht finden, er ist alltäglich und bedeutungslos.«

»Nachdem ihn der Mahler nehmen dürfte,« fiel Franz ein; »vielleicht ist kein einziger Gegenstand ohne Interesse.«

»Ihr könntet nun wohl Euer Gezänk abbrechen,« sagte Rudolph; »denn Ihr werdet nie über irgend etwas einig werden.«

Sie waren einen Berg hinan gestiegen, und standen nun ermüdet still. Indem sie sich an der Aussicht ergetzten, rief Franz aus: »mich dünkt, ich sehe noch ganz in der Ferne den Münster!«

Sie sahen Alle hin, und ein jeglicher glaubte, ihn zu entdecken. »Der Münster,« sagte Bolz, »ist noch ein Werk, das den Deutschen Ehre macht!«

»Das aber doch gar nicht zu Euren Begriffen vom Idealischen und Erhabenen paßt,« antwortete Franz.

»Was gehen mich meine Begriffe an,« sagte der Bildhauer; »ich knie in Gedanken vor dem Geiste nieder, der diesen allmächtigen Bau entwarf und ausführte. Wahrlich! es war ein ungemeiner Geist, der es wagte, diesen Baum mit Aesten, Zweigen und Blättern so hin zu stellen, immer höher den Wolken mit seinen Felsmassen entgegen zu gehen, und ein Werk hin zu zaubern, daß gleichsam ein Bild der Unendlichkeit ist.«

Sternbald sagte: »Ich ärgere mich jetzt nicht mehr, wenn ich von diesem Riesengebäude verächtlich sprechen höre, wie es mir ehemahls wohl begegnete, da ich es nur noch aus Zeichnungen kannte. Führt jeden Tadler, jeden, der von griechischer und römischer Baukunst spricht, nach Straßburg. Da steht er in voller Herrlichkeit, ist fertig, ist da, und bedarf keiner Vertheidigung in Worten und auf dem Papiere; er verschmäht das Zeichnen mit Linien und Bögen, und all' den Wirrwarr von Geschmack und edler Einfachheit. Das Erhabene dieser Größe kann keine andere Erhabenheit darstellen; die Vollendung der Symetrie, die kühnste allegorische Dichtung des menschlichen Geistes, diese Ausdehnung nach allen Seiten, und über sich in den Himmel hinein; das Endlose und doch in sich selbst Geordnete; die Nothwendigkeit des Gegenüberstehenden,

welches die andere Hälfte erläutert und fertig macht, so, daß eins immer um des andern willen, und alles, um die gothische Größe und Herrlichkeit auszudrücken, da ist. Es ist kein Baum, kein Wald; nein, diese allmächtigen, unendlich wiederhohlten Steinmassen drücken etwas Erhabeneres, ungleich Idealischeres aus. Es ist der Geist des Menschen selbst, seine Mannichfaltigkeit zur sichtbaren Einheit verbunden, sein kühnes Riesenstreben nach dem Himmel, seine kolossale Dauer und Unbegreiflichkeit: den Geist Erwins selbst seh' ich in einer furchtbar sinnlichen Anschauung vor mir stehen. Es ist zum Entsetzen, daß der Mensch aus den Felsen und Abgründen sich einzeln die Steine hervor hohlt, und nicht rastet und ruht, bis er diesen ungeheuren Springbrunnen von lauter Felsenmassen hin gestellt hat, der sich ewig, ewig ergießt, und wir mit der Stimme des Donners Anbethung vor Erwin, vor uns selbst in unsre sterblichen Gebeine hinein predigt. Und nun klimmt unbemerkt und unkenntlich ein Wesen, gleich dem Baumeister, oben wie ein Wurm, an den Zinnen umher, und immer höher und höher, bis ihn der letzte Schwindel wieder zur flachen, sicheren Erde hinunter nöthiget, — wer da noch demonstriren, und Erwin und das barbarische Zeitalter bedauern kann, — o wahrhaftig, der begeht, ein armer Sünder, die Verläugnung Petri an der Herrlichkeit des göttlichen Ebenbildes.«

Hier gab der Bildhauer dem Mahler die Hand, und sagte: »So hör' ich Euch gern.«

»Aber wir müssen uns trennen,« fuhr er fort; hier an diesem Scheidewege geht unsere Straße aus einander. Ihr kommt jetzt, junger Freund, nach Italien, indem es vielleicht seine glänzendste Epoche feyert. Ihr werdet viele große und verdiente Männer antreffen, und was an ihnen das Schönste ist, erkennen. Die meisten arbeiten in der Stille. Vielleicht kommt bald, oder irgend einmahl die Zeit, wo man viel Aufhebens von der Kunst macht, viel davon spricht und schreibt, Schulen errichtet, und alles in's Geleise und gehörige Ordnung bringen will, und dann ist es wahrscheinlich mit der Kunst selbst zu Ende. Jetzt thut ein jeder, was er vermag, und nach seiner besten Ueberzeugung; aber ich fürchte, bald stehen die falschen Propheten auf, die eine erzwungene Ehrfurcht erheucheln. Jetzt schätzt man die Kunst und ihre Künstler wirklich; dann entsteht vielleicht der After-Enthusiasmus, der das wahrhaft Edle herab würdiget. — Lebt wohl!«

Sie gingen auseinander, und Franz überdachte die letzten Worte, die ihm unverständlich waren.

Drittes Capitel.

Indem Rudolph und Franz ihren Weg fort setzten, sprachen sie über ihre Begleiter, die sie verlassen hatten. Franz sagte: »Ich kann es mir nicht erklären, vom ersten Augenblicke an empfand ich einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen diesen Bildhauer, der sich mit jedem Worte, das er sprach, vermehrte. Selbst die freundschaftliche Art, mit der er am Ende Abschied nahm, war mir recht im Herzen zuwider.«

»Der Geistliche,« antwortete Rudolph, »hatte im Gegentheile etwas Anlockendes, das gleich mein Zutrauen gewann; er schien ein sanfter, freundlicher Mensch, der jedem wohl wollte.«

»Er hätte uns,« fuhr Sternbald fort, »die Geschichte des alten Mannes erzählen sollen, von dem er sprach. Vielleicht hätte ich daraus viel für mich selbst gelernt.«

»Du bist viel zu gewissenhaft, mein Freund,« sagte Rudolph weiter. »Alles in der Welt bestimmt dich, und hat Einfluß auf dein Gemüth.«

Ein Fußsteig führte sie in einen dichten, kühlen Wald hinein, und sie bedachten sich nicht lange, ihm nach zu gehen. Eine erquickende Luft zog durch die Zweige, und das mannichfaltigste, anmuthigste Concert der Vögel erschallte. Es war ein lebendiges Gewimmel in den Gebüschen; die buntgefiederten Sänger sprangen hier und dort hin; die Sonne flimmerte nur an einzelnen Stellen durch das dichte Grün.

Beyde Freunde gingen schweigend neben einander, indem sie des schönen Anblicks genossen. Endlich stand Rudolph still, und sagte: »Wenn ich ein Mahler wäre, Freund Sternbald, so würde ich vorzüglich Waldscenen studieren und darstellen. Schon der Gedanke eines solchen Gemähldes kann mich entzücken. Wenn ich mir unter diesen dämmernden Schatten die Göttinn Diana vorübereilend denke, den Bogen gespannt, das Gewand aufgeschürzt, und die schönen Glieder leicht umhüllt, hinter ihr die Nymphen und die muntern Jagdhunde: oder stelle dir vor, daß dieser Fußweg sich immer dichter in's Gebüsch hinein wendet, die Bäume werden immer höher und wunderbarer, einzelne Laute klingen durch das verschlungene Laub, plötzlich steht eine Grotte ein kühles Bad vor uns, und in ihm die Göttinn mit ihren Begleiterinnen entkleidet.

»Oder,« sagte Franz, »hier im tiefen Walde ein Grabmahl, auf dem ein Freund ausgestreckt liegt, und den Todten beweint: dazu die dunkelgrünen Schatten, der frische Rasen, die einzelnen zerspaltenen Sonnenstrahlen von oben, alles dieß zusammen müßte ein vortreffliches Gemählde der Schwermuth ausbilden.«'

»Fühlst du nicht oft,« sprach Rudolph weiter, »einen wunderbaren Zug deines Herzens dem Wunderbaren und Seltsamen entgegen? Man kann sich der Traumbilder dann nicht erwehren, man erwartet eine höchst sonderbare Fortsetzung unsers gewöhnlichen Lebenslaufes. Oft ist es, als wenn der Geist von Ariosts Dichtungen über uns hinweg fliegt, und uns in seinen krystallenen Wirbel mit fassen wird; nun horchen wir auf, und sind auf die neue Zukunft begierig, auf die Erscheinungen, die an uns mit bunten Zaubergewändern vorbey gehen sollen: dann ist es, als wollte der Waldstrom seine Melodie deutlicher aussprechen, als würde den Bäumen die Zunge gelöst, damit ihr Rauschen in verständlichern Gesang dahin rinne. Nun fängt die Liebe an auf fernen Flötentönen heran zu schreiten, das klopfende Herz will ihr entgegen fliegen, die Gegenwart ist wie durch einen mächtigen Bannspruch fest gezaubert, und die glänzenden Minuten wagen es nicht, zu entfliehen. Ein Cirkel von Wohllaut hält uns mit magischen Kräften eingeschlossen, und eine neue verklärte Exi-

stenz schimmert wie räthselhaftes Mondlicht in unser wirkliches Leben hinein.«

»O du Dichter!« rief Franz aus, »wenn du nicht so leichtsinnig warst, solltest du ein großes Wundergedicht erschaffen, voll vom gaukelnden Glanz und irrenden Klängen, voll Irrlichter und Mondschimmer; ich höre dir mit Freuden zu, und mein Herz ist schon wunderbar von diesen Worten ergriffen.«

Nun hörten sie eine rührende Waldmusik, von durch einander spielenden Hörnern aus der Ferne; sie standen still, und horchten, ob es Einbildung oder Wirklichkeit sey; aber ein melodischer Gesang quoll durch die Bäume ihnen wie ein rieselnder Bach entgegen, und Franz glaubte, die Geisterwelt habe sich plötzlich aufgeschlossen, weil sie vielleicht, ohne es zu wissen, das große zaubernde Wort gefunden hätten, als habe nun der geheimnißvolle, unsichtbare Strom den Weg nach ihnen gelenkt, und sie in seinen Fluthen aufgenommen. — Sie gingen näher, die Waldhörner schwiegen, aber eine süße, melodische Stimme sang nun folgendes Lied:

Waldnacht! Jagdlust!
Leis' und ferner
Klingen Hörner,
Hebt sich, jauchzt die freye Brust;
Töne, töne nieder zum Thal,
Freu'n sich, freu'n sich allzumahl
Baum und Strauch beym muntern Schall.

Klinge Bergquell,
Epheuranken
Dich umschwanken,
Riesle durch die Klüfte schnell,
Fliehet, flieh't das Leben so fort,
Wandelt hier, dann ist es dort,
Hall't, zerschmilzt ein lustig Wort.

Waldnacht! Jagdlust!
Daß die Liebe
Bey uns bliebe,
Wohnen blieb' in treuer Brust.
Wandelt, wandelt sich allzumahl,
Fliehet gleich dem Hörnerschall,
Einsam, einsam grünes Thal.

Klinge Bergquell!
Ach betrogen,
Wasserwogen
Rauschen abwärts nicht so schnell.
Liebe, Leben sie eilen hin,
Kein's von beyden trägt Gewinn,
Ach, daß ich geboren bin.

Die Stimme schwieg, und die Hörner fielen nun wieder mit schmelzenden Accorden darein; dann verhallten sie, und eine andere Stimme sang von einem entfernteren Orte:

Treulieb' ist nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehrt wieder Lieb' und Freud',
Dann kehrt der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß.

Treulieb ist nimmer weit,
Ihr Gang durch Einsamkeit
Ist dir, nur dir geweiht.
Bald kömmt der Morgen schön,
Ihn begrüsset,
Wie er küsset
Freudenthrän'.

Die Hörner schlossen auch diesen Gesang mit einigen überaus zärtlichen Tönen.

Franz und Rudolph waren indeß näher geschritten, und standen jetzt still, an einen alten Baum gelehnt, der sie fast ganz beschattete. Sie sahen eine Gesellschaft von Jägern auf einem kleinen grünen Hügel gelagert, einige darunter waren diejenigen, die ihnen vorher begegnet waren. Ein schöner Jüngling, den Franz für ein verkleidetes Mädchen hielt, saß in ihrer Mitte; er hatte das erste Lied gesungen, in der Ferne saß ein junger Mann, der mit schöner voller Brust die Antwort sang, die üb-

rigen Jäger waren zerstreut, und am Fuße des Hügels lagen die ermüdeten Hunde schnaufend. Franz war wie bezaubert; das Mädchen erhob sich jetzt, es war eine schöne, schlanke Gestalt, sie trug einen Helm mit grüner Feder auf dem Kopfe, ihr Anzug war mit vielen Bändern geschmückt; sie glich, von der Jagd erhitzt, einer Göttinn. Jetzt ward sie die beyden Reisenden gewahr, und ging freundlich auf sie zu, indem sie sich erkundigte, auf welche Weise sie dorthin gekommen wären. Rudolph merkte nun, daß sie sich verirrt haben müßten; denn sie sahen jetzt keinen Weg, keinen Fußsteig vor sich. Auf den Befehl der Jägerinn reichte man ihnen Wein in Bechern zur Erfrischung; dann erzählten sie unverhohlen von ihrer Wanderschaft. Da die schöne Jägerinn hörte, daß Sternbald ein Mahler sey, bath sie beyde Freunde, dem Zuge auf ihr nahe gelegenes Schloß zu folgen, Sternbald solle ausruhen, und wenn er nachher wolle, etwas für sie mahlen.

Franz war wie begeistert, er wünschte jetzt nichts so sehr, als in der Nähe dieses wundervollen Wesens zu bleiben, wie sie ihm erschien. Die Jäger stiegen also wieder auf ihre Pferde, und zwey von ihnen bothen Franz und Rudolph ihre Hengste an. Sie stiegen auf, und Rudolph war immer der Vorderste im Zuge, wobey sich seine ausländische Tracht seine vom Hute flatternden Bänder gut ausnahmen; Sternbald aber, der noch kein Pferd bestiegen hatte,

war ängstlich und blieb hinten; er wünschte, man hätte ihn zu Fuße folgen lassen.

Jetzt eröffnete sich der Wald, eine schöne Ebene mit Gebüschen und krausen Hügeln in der Ferne lag vor ihnen. Die Pferde mieherten laut und fröhlich, als sie die Rückkehr zur Heimath merkten; das Schloß der Gräfinn lag mit glänzenden Fenstern und Zinnen zur Rechten auf einer lieblichen Anhöhe. Ein Jäger, der mit Rudolph den Zug angeführt hatte, both diesem an, einen Wettlauf bis zum Schlosse anzustellen: Rudolph war willig, beyde spornten ihre Rosse, und flogen mit gleicher Eile über die Ebene; Rudolph jauchzte und triumphirte, als er seinem Mitkämpfer den Vorsprung abgewann, die übrigen folgten langsam unter einer fröhlichen Musik der Hörner.

Es war um die Mittagszeit, als der Zug im Schlosse ankam, und die ganze Gesellschaft setzte sich bald darauf zur Tafel; die schöne Jägerinn war aber nicht zugegen. Die Tafelgesellschaft war desto lustiger, Rudolph war vom Reiten erhitzt, und da er überdieß noch vielen Wein trank, war er beynahe ausgelassen. Desto mehr aber belustigte er die Gesellschaft, die es nicht müde wurde, seine Einfälle zu belachen; Franz fühlte sich gegen seine Leichtigkeit unbeholfen und ohne alle Fähigkeit zum Umgange. Ein ältlicher Mann, der im Hause aufbewahrt wurde, galt für einen Dichter; er sagte Verse

her, die ungemein gefielen, und noch mehr deßwegen, weil er sie ohne alle Vorbereitung declamirte. Unter dem lauten Beyfall der Gesellschaft sang er folgendes Trinklied:

Die Gläser sind nun angefüllt,
Auf Freunde! stoßet an,
Der edle Traubensaft entquillt
Für jeden braven Mann.
Es geht von Mund zu Mund
Das volle Glas in die Rund,
Wer krank ist, trinke sich gesund.

Es kommt vom Himmel Sonnenschein,
Und schenkt uns Freud' und Trost,
Dann wächst der liebe, süße Wein,
Es rauschet uns der Most.
Es geht von Mund zu Mund
Das volle Glas in die Rund,
Wer krank ist, trinke sich gesund.

Da alle das Talent des Mannes bewunderten, sagte Rudolph im Unwillen: »Es geschieht dem Weine keine sonderliche Ehre, daß Ihr ihn auf eine solche Art lobt; denn es klingt beynahe, als wenn Ihr aus Noth ein Dichter wäret, der den lieben Wein nur besingt, weil er sich diesen Gegenstand einmahl vorgesetzt hat; es ist wie ein Gelübde, das jemand

mit Widerwillen bezahlt. Warum quält Ihr Euch damit, Verse zu machen? Ihr könnt den Wein so durch fünfzig Strophen verfolgen, von seiner Herkunft anfangen, und seine ganze Erziehung durchgehen. Ich will Euch auf diese Art auch ein Gedicht über den Flachsbau durchsingen, und für jedes Manufactur-Product.«

»Das hören wir sehr ungern!« rief einer von den Jägern.

»Wir haben den Mann immer für einen großen Dichter gehalten,« sagte ein anderer, warum macht Ihr uns in unserm Glauben irre?«

»Es ist leichter tadeln, als besser machen,« rief ein Dritter.

Der Poet selber war sehr aufgebracht, daß ihm ein fremder Ankömmling seinen Lorbeer streitig machen wollte. Er both dem berauschten Florestan einen dichterischen Zweykampf an, den die Gesellschaft nachher enscheiden sollte. Florestan gab seine Zustimmung, und der alte Sänger begann sogleich ein schönes Lied auf den Wein, das alle Gemüther so entzückte, daß Franz für seinen Freund wegen des Ausganges des Krieges in billige Besorgniß gerieth.

Während dem Liede war die Tafel aufgehoben, und Florestan bestieg nun den Tisch, indem er seinen Hut aufsetzte, der mit grünem Laube geputzt war; vorher trank er noch ein großes Glas Wein,

dann nahm er eine Zither in die Hand, auf der er artig spielte und dazu sang:

Erwacht ihr Melodien,
Und tanzt auf den Saiten dahin,
Ha! meine Augen glühen,
Alle Sorgen erdwärts fliehen,
Himmelwärts entflattert der jauchzende Sinn.

In goldenen Pokalen
Verbirgt die Freude sich gern,
Es funkeln in den Schalen,
Ha! des Weines liebe Strahlen,
Es regt sich die Welle ein schimmernder Stern.

In tiefen Bergesklüften,
Wo Gold und der Edelstein keimt,
In Meeres fernen Schlüften,
In Adlers hohen Lüften,
Nirgend Wein, wie auf glücklicher Erde schäumt.

Gern Mancher sucht in Schlünden,
Wo selber dem Bergmann graut,
In felsigen Gewinden
Könnt' er die Wonne finden,
Die so freundlich uns aus dem Becher beschaut. —

Rudolph hielt inne. »Ist es mir, Herr Poet,« fragte er bescheiden, »nun wohl vergönnt, das Silbenmaß ein wenig zu verändern?«

Der Dichter besann sich ein Weilchen, dann nickte er mit dem Kopfe, um ihm diese Freyheit zugestehen. Rudolph fuhr mit erhöhter Stimme fort:

Als das Glück von der Erde sich wandte,
Das Geschick alle Götter verbannte,
Da standen die Felsen so kahl,
Es verstummten der Liebenden Lieder;
Sah der Mond auf Betrübte hernieder,
Vergingen die Blumen im Thal.

Sorg und Angst und Gram ohne Ende,
Nur zur Arbeit bewegten sich Hände,
Trüb' und thränend der feurige Blick,
Sehnsucht selber war nun entschwunden,
Keiner dachte der vorigen Stunden,
Keiner wunschte sie heimlich zurück.

»Nicht wahr,« unterbrach sich Rudolph selber, »das war für die arme Menschheit eine traurige Lage, die so plötzlich das goldene Zeitalter verloren hatte? Aber hört nur weiter:

Alle Götter ohn' Erbarmen
Sah'n hinunter auf die Armen,

Ihr Verderben, ihr Entschluß.
O, wer wäre Mensch verblieben,
Ohne Götter, ohne Lieben,
Ohne Sehnsucht, ohne Kuß? —

Bacchus sah, ein junger Gott
Lächelnder Wang' mit Blicken munter,
Zur verlass'nen Erd' hinunter,
Ihn bewegt der Menschheit Noth.

Und es spricht die Silberstimme:
Meine Freunde sind zu wild,
Ihrem eigensinn'gen Grimme
Unterliegt das Menschenbild.

Weil kein Tod den Gott betastet,
Höhnen sie die Sterblichkeit,
Die, von ihrem Zorn belastet,
Leben fühlt im bittern Leid. —

»Aber, meine Freunde, ich bin des Singens und Trinkens überdrüßig.« Und mit diesen Worten sprang er vom Tische herunter.

Unter der berauschten Gesellschaft entstand ein Gemurmel, weil sie stritten, welcher von den beyden Poeten den Preis verdiene. Die meisten Stimmen schienen für den alten Sänger; einige aber, die

durch ihre Vorliebe für das Neue einen bessern Verstand anzudeuten glaubten, nahmen sich des Florestan mit vielem Eifer an, unter diesen war auch Sternbald.

»Man weiß nicht recht, was der junge Mensch mit seinem Gesange oder Liede will,« sagte einer von den Aeltesten. »Ein gutes Weinlied muß seinen stillen Gang für sich fort gehen, damit man brav Lust bekömmt, mit zu singen, deßhalb auch oft blinkt, klingt und singt darin angebracht seyn muß, wie ich es auch noch allenthalben gefunden habe. Allein was sollen mir dergleichen Geschichten?

»Freylich,« sagte Florestan, »kann es nichts sollen; aber lieben Freunde, was soll Euch denn der Wein selber? Wenn Ihr Wasser trinkt, bleibt Ihr noch um vieles mäßiger.«

»Nein,« schrie ein Anderer, »auch im Weine kann und muß man mäßig seyn; der Genuß ist dazu da, daß man ihn genießt, aber nicht so gänzlich ohne Verstand.«

Rudolph lachte, und gab ihm Recht, wodurch viele ausgesöhnt wurden, und zu seiner Parthey übergingen. »Ich habe nur den Tadel,« sagte Sternbald, »daß dein Gedicht durchaus keinen Schluß hat.«

»Und warum muß denn alles eben einen Schluß haben?« rief Florestan, »und nun gar in der entzückenden Poesie! Fangt Ihr nur an zu spielen,

um aufzuhören? Denkt Ihr Euch bey jedem Spaziergange gleich das Zurückgehen? Es ist ja schöner, wenn ein Ton leise nach und nach verhallt, wenn ein Wasserfall immer fort braust, wenn die Nachtigall nicht verstummt. Müßt Ihr denn Winter haben, um den Frühling zu genießen?«

»Es kann seyn, daß Ihr Recht habt,« antworteten Einige; »ein Weinlied nun gar, das nichts als die reinste Fröhlichkeit athmen soll, kann eines Schlusses am ersten entbehren.«

»Wie Ihr nun wieder sprecht!« rief Florestan im tollen Muthe, indem er sich hastig rund herum drehte. »Ohne Schluß, ohne Endschaft ist kein Genuß, kein Ergetzen durchaus nicht möglich. Wenn ich einen Baumgang hinunter gehe, sey er noch so schön, so muß ich doch an den letzten Baum kommen können, um still zu stehen, und zu denken: dort bin ich gegangen. Im Leben wären Liebe, Freude und Entzücken Qualen, wenn sie unaufhörlich wären; daß sie Vergangenheit seyn können, machte das zukünftige Glück wieder möglich, ja, zu jedem großen Manne mit allen seinen bewundernswerthen Thaten gehört der Tod als unentbehrlich zu seiner Größe, damit ich nur im Stande bin, die ordentliche Summe seiner Vortrefflichkeit zu ziehen, und ihn mit Ruhe zu bewundern. In der Kunst gar ist ja der Schluß nichts weiter, als eine Ergänzung des Anfangs.«

»Ihr seyd ein wunderlicher Mensch,« sagte der

alte Poet; »so singt uns also Euren Schluß, wenn er denn so unentbehrlich ist.«

»Ihr werdet aber damit noch viel weniger zufrieden seyn,« sagte Florestan. »Doch, es soll Euch ein Genüge geschehen. — Er nahm die Zither wieder in die Hand, und spielte und sang:

Bacchus läßt die Rebe sprießen,
Saft durch ihre Blätter fließen,
Läßt sie weiche Lüfte fächeln.
Sonnet sie mit seinem Lächeln.

Um die Ulme hin geschlungen
Steht die neue Pflanz' im Licht,
Herrlich ist es ihm gelungen,
Ihn gereut die Arbeit nicht.

Läßt die Blüthen röthlich schwillen,
Und die Beeren saftig quillen,
Fürchtend die Götter und das Geschick,
Kömmt er in Trauben verkleidet zur Welt zurück.

Nun kommen die Menschen her gegangen,
Und kosten mit süßem Verlangen
Die neue Frucht, den glühenden Most,
Und finden den Gott, den himmlischen Trost.

In der Kelter springt der muthwillige Götterknabe,
Der Menschen allerliebste Habe,
Sie trinken den Wein, sie kosten das Glück,
Es schleicht sich die goldene Zeit zurück.

Der schöne Rausch erheitert ihr Gesicht,
Sie geniessen froh das neue Sonnenlicht,
Sie spüren selber Götter- und Zauberkraft,
Die ihnen die neue Gabe schafft.

Die Blicke feurig angeglommen,
Zwingen sie die Venus zurück zu kommen,
Die Göttinn ist da und darf nicht flieh'n,
Weil sie sie mächtig rückwärts zieh'n.

Die Götterschaar wird zum Erstaunen bewogen,
Sie kommen alle zurück gezogen:
Wir wollen wieder bey Euch wohnen,
Ihr Menschen bauet unsre Thronen.

Was brauchen wir Euch und Euer Geschick?
So tönt von der Erde die Antwort zurück,
Wir können Euch ohne Gram entbehren,
Wenn Wein und Liebe bey uns gewähren.

Nun schwieg er still, und legte mit einer anständigen Verbeugung gar die Zither weg. »Das ist nun gar gottlos!« riefen viele von den Zuhörern, »Euer Schluß ist das Unerlaubteste von allem, was Ihr uns vorgesungen habt.«

Der Streit über den Werth der beyden Dichter fing von neuem an. Sternbald ward hitzig für seinen Freund, und da er ihn einige Mahl bey seinem

Nahmen Florestan nannte, so ward der andere Poet dadurch aufmerksam gemacht; er fragte, er erkundigte sich, das Gespräch nahm eine andere Wendung. Es fand sich, daß die beyden Streitenden Verwandte waren; sie umarmten sich, sie freuten sich beyde, einander so unverhofft anzutreffen, und es wurde nun weiter an keine Vergleichung ihrer Talente gedacht.

Viertes Capitel.

Die Gesellschaft zerstreute sich hierauf, und Franz verließ nach dem Getümmel gern das Haus, um sich in den Schloßgarten zu begeben. Eine geschmückte Dame, die er anfangs nicht erkannte, begegnete ihm im Gange; es war niemand, als die Jägerinn. Sie grüßten sich freundlich, aber nach einem kurzen Gespräch trennten sie sich wieder. Franz betrachtete sinnend einen künstlichen Springbrunnen, der mit seinen krystallenen Strahlen die Luft lieblich abkühlte, und ein sanftes Geräusch ertönen ließ, zu dem die nahen Vögel williger und angenehmer sangen. Er hörte auf den mannichfaltigen Wohllaut, auf den Wechselgesang, den die Fontaine gleichsam mit den Waldbewohnern führte, und sein Geist verlor sich dann wieder in eine entfernte wunderbare Zaubergegend.

»Bin ich getäuscht, oder ist es wirklich?« sagte er zu sich selber; »ich werde ungewiß, ob mir allent-

halben ihr süßes Bild begegnet, oder sie meine Phantasie nur in allen Gestalten wieder erkennt. Diese Gräfinn gleicht ihr, die ich nicht zu nennen weis, die ich suche und doch raste, für die ich nur lebe, und sie doch gewiß verliere.

Eine Flöte ertönte aus dem Gebüsch, und Franz setzte sich auf eine schattige Rasenbank, um den Tönen ruhiger zuzuhören. Als der Spielende eine Weile musicirt hatte, sang eine wohl bekannte Stimme folgendes Lied:

Holdes, holdes Sehnsuchtrufen,
Aus dem Wald vom Thale her:
Klimm' herab die Felsenstufen,
Folg' der Oreade Rufen,
Und vertrau dem weiten Meer.

Wohl seh' ich Gestalten wanken
Durch des Waldes grüne Nacht,
Die bewegten Zweige schwanken,
Sie entschimmern wie Gedanken,
Die der Schlaf hinweg gefacht.

Komm' Erinn rung, liebe Treue,
Die mir oft im Arm geruht,
Nahe flisternd mir und weihe
Diese Brust, dann fühlt der Scheue
Neue Kraft und Lebensmuth.

Kinder lieben ja die Scherze,
Und ich bin ein thöricht Kind,
Treu verblieb dir doch mein Herze,
Leichtsinn nur im frohen Scherze,
Bin noch so wie sonst gesinnt.

Wald und Thal und grüne Hügel
Kennt die Wünsche meiner Brust,
Wie ich gern mit goldnem Flügel
Von der Abendröthe Hügel,
Möchte ziehn zu meiner Lust.

Erd' und Himmel nun in Küssen,
Wie mit Lebensschaam entbrennt!
Ach! ich muß den Frevel büßen,
Lange noch die Holde missen,
Die mein ganzes Herze nennt.

Morgenröthe kommt gegangen,
Macht den Tag von Banden frey,
Erd' und Himmel bräutlich prangen,
Aber ach! ich bin gefangen,
Einsam hier im süßen May.

Lieb' und Maylust ist verschwunden,
Ist nur May in ihrem Blick,
Keine Rose wird erfunden,
Flieht und eilt ihr trägen Stunden,
Bringt die Braut mir bald zurück.

Es war Rudolph, der nun hervor trat, und sich zu Sternbald an dem Rande des Springbrunnens niedersetzte. »Ich erkannte dich wohl,« sagte Franz, »aber ich wollte dich in deinem zärtlichen Gesange nicht stören; doch siehst du munterer aus, als ich dich erwartet hätte.«

»Ich bin recht vergnügt,« sagte Florestan, »der heutige Tag ist einer meiner heitersten; denn ich kenne nichts Schöneres, als so recht viel und mancherley durch einander zu empfinden, und deutlich zu fühlen, wie durch Kopf und Herz gleichsam goldene Sterne ziehen, und den schweren Menschen wie mit einer lieben, wohlthätigen Flamme durchschimmern. Wir sollten täglich recht viel Stimmungen und frische Anklänge zu erleben suchen, statt uns aus Trägheit in uns selbst und die alltägliche Gewöhnlichkeit zu verlieren.«

»Der Schluß deines heutigen Trinkliedes,« antwortete Franz, »hat mir nicht gefallen; es ist doch immer unerlaubt, auf diese Art mit dem Leichtsinne zu scherzen.«

»O mein Freund,« rief Rudolph aus, »wie bist du denn heute so gar schwerfällig geworden, daß du es mit einer augenblicklichen Begeisterung so ernst und strenge nimmst. Laß doch der unschuldigen Poesie ihren Gang, wenn der klare Bach sich einmahl ergießt, der Scherz soll ja nichts weiter, als Scherz bedeuten; willst du ihn aber für eine Entweihung

des Feyerlichen und Erhabenen nehmen, so thust du dir selbst zu nahe. Sing dafür lieber mit mir dieß Lied.«

Franz mußte das vorige Lied wiederhohlen, und Florestan begleitete ihn mit seiner Flöte; als es geendigt war, sagte Rudolph: »ich habe diesen Gesang heute Nachmittag aufgeschrieben, als die Abendröthe anfing herauf zu rücken, ich hörte eine Flöte anspielen, und der Ton des Instrumentes gab mir diese Verse ein.«

»Das ist ein Beytrag zu jenen Liedern,« sagte Sternbald, »die du mir vor Antwerpen einmahl sangest. Ich habe sie mir aufgeschrieben, und kann manchmahl nicht finden, daß sie sich zu den Ueberschriften passen.«

»Es thut nichts,« sagte Florestan, »sie mögen auch wohl unpassend seyn, aber mir kam es so vor, als ich sie machte; wer es nicht mitfühlt, dem ist es auch nicht zu beweisen. Sie sollen gleichsam die Accente seyn, in die diese Instrumente freywillig übergingen, wie sie als lebendige Wesen sprechen, und sich ausdrücken würden. Man könnte sich, wenn man sonst Lust hätte, ein ganzes Gesprächstück von mancherley Tönen aussinnen.«

»Es kann seyn,« antwortete Franz, »von Blumen kann ich es mir gewisser Maßen vorstellen. Es ist freylich immer nur ein Charakter in allen diesen

Dingen, wie wir ihn als Menschen wahr zu nehmen vermögen.«

»So geschieht alle Kunst,« antwortete Florestan, die Thiere können wir schon richtiger fühlen, weil sie uns etwas näher stehen. Ich hatte einmahl Lust, aus Lämmern, einigen Vögeln und andern Thieren eine Comödie zu formiren, aus Blumen ein Liebesstück, und aus den Tönen der Instrumente ein Trauer-, oder, wie ich es lieber nennen möchte, ein Geisterspiel.«

»Die meisten Leute würden es zu phantastisch finden,« sagte Sternbald.

»Das würde gerade meine Absicht seyn,« antwortete Rudolph, »wenn ich mir Mühe geben wollte, es nieder zu schreiben. Es ist indeß schon Abend geworden. Kennst du Dante's großes Gedicht?«

»Nein,« sagte Franz.

»Auf eine ähnliche, ganz allegorische Weise ließe sich vielleicht eine Offenbarung über die Natur schreiben, voller Begeisterung und mit prophetischem Geiste durchdrungen. Ich habe dir einige Mahl von den seltsamen Arten der spanischen Poesie gesprochen, getraust du dir nun mit mir ein solches Wechsellied zu singen, wie ich es dir beschrieben habe?«

»Wir könnten es versuchen,« sagte Franz, »aber du mußt das Sylbenmaß setzen.«

Rudolph fing an:

Wer hat den lieben Frühling aufgeschlagen,
Gleich wie ein Zelt
In blühender Welt?
Die Wolken sich nun abwärts jagen;
Das Thal voll Sonne,
Der Wald mit Wonne
Und Lied durchklungen: —
Der Liebe ist das schöne Werk gelungen.

Franz.

Der Liebe ist das schöne Werk gelungen,
Der Winter kalt,
Entwich ihr bald,
Holdsel'ge Macht hat ihn bezwungen.
Die Blumen süße,
Der Quell, die Flüsse
Befreyt von Banden
Sind aus des Winters hartem Schlaf erstanden.

Rudolph.

Sind aus des Winters hartem Schlaf erstanden,
Der Wechselsang,
Der Echoklang,
Die sich durch Waldgezweige fanden.
Die Nachtigallen-
Gesänge schallen,
Die Lindendüfte
Liebkosen liebevoll die Frühlingslüfte.

Franz.

Liebkosen liebevoll die Frühlingslüfte.
Die Blumenschaar,
Sie beut sich dar,
Von Rosen glüh'n die Felsenklüfte.
Um Lauben schwanken
Die Geisblattranken,
Des Himmels Ferne
Erhellen tausend gold'ne kleine Sterne.

Rudolph.

Erhellen tausend gold'ne kleine Sterne,
So golden klein
Der Flimmerschein
Erleuchtet unsre Erde gerne.
Mit Liebesblicken,
Uns zu beglücken,
Schaut grüßend nieder
Die Lieb, und freut sich unsrer Grüße wieder.

Franz.

Die Lieb', und freut sich unsrer Grüße wieder.
Die Blumenwelt
Uns zugesellt,
Gesandt von ihr des Waldes Lieder:
Sie schickt die Rose,
Daß sie uns kose,
Daß wir ihr danken,
Streckt sie entgegen uns die Geisblattsranken.

Rudolph.

Streckt sie entgegen uns die Geisblattsranken.
Die Lilienpracht
Grüßt uns mit Macht,
Daß wir nicht fern von Lieb' erkranken.
Und leise drücken
Wir Dank in Blicken,
Der Lilie Wange,
Damit die Lieb' von uns den Dank empfange.

Franz.

Damit die Lieb' von uns den Dank empfange,
Wird Mädchenmund
Geküßt zur Stund',
Und Nacht'gall plaudert's im Gesange.
Die Liebe höret
Was jeder schwöret,
Sie wacht dem Eide,
Verfolgt den Frevelnden mit bittern Leiden.

Rudolph.

Verfolgt den Frevelnden mit bittren Leiden.
Das Mädchen flieht,
Wenn sie ihn sieht,
Ach! jede mag ihn gerne meiden.
In Händen welken
Ihm Ros' und Nelken,
Die Himmelslichter
Erblassen, und er ist ein schlechter Dichter.

»Und darum wollen wir lieber aufhören,« sagte Rudolph, indem er aufstand; »denn ich gehöre, selbst nicht zu den reinsten.«

Die beyden Freunde gingen nun zurück; der Abend hatte sich schon mit seinen dichtesten Schatten über den Garten ausgestreckt, und der Mond ging eben auf. Franz stand sinnend am Fenster seines Zimmers, und sah nach dem gegenüber liegenden Berge, der mit Tannen und Eichen bewachsen war, zu ihm hinauf schwebte der Mond, als wenn er ihn erklimmen wollte, das Thal glänzte im ersten funkelndgelben Lichte, der Strom ging brausend dem Berge und dem Schlosse vorüber, eine Mühle klapperte und sauste in der Ferne, und nun aus einem entlegenen Fenster wieder die nächtlichen Hörnertöne, die dem Monde entgegen grüßten, und drüben in der Einsamkeit des Bergwaldes verhallten.

»Müssen mich diese Töne durch mein ganzes Leben verfolgen?« seufzte Franz; »wenn ich einmahl zufrieden und mit mir zur Ruhe bin, dann dringen sie wie eine feindliche Schaar in mein innerstes Gemüth, und wecken die kranken Kinder, Erinnerung und unbekannte Sehnsucht wieder auf. Dann drängt es mir im Herzen, als wenn ich wie auf Flügeln hinüber fliegen sollte, höher über die Wolken hinaus, und von oben herab meine Brust mit neuem, schönerem Klange anfüllen, und meinen schmachtenden Geist mit dem höchsten, letzten Wohllaut ersätti-

gen. Ich möchte die ganze Welt mit Liebesgesang durchströmen, den Mondschimmer und die Morgenröthe anrühren, daß sie mein Leid und Glück wiederklingen, daß die Melodie Bäume, Zweige, Blätter und Gräser ergreife, damit alle spielend meinen Gesang wie mit Millionen Zungen wiederhohlen müßten.« — —

Er war am folgenden Morgen sehr früh aufgestanden, und hatte das Schloß durchwandert. In einem Zimmer hing ein Brustbild eines Mannes, mit einem kostbaren Hute und einer blauen Feder geschmückt; die Miene zog ihn an, und als er es genauer betrachtete, glaubte er in diesem Kopfe das Gesicht des Mönchs zu entdecken, der den Bildhauer Bolz begleitet hatte. Je mehr er das Bild untersuchte, je überzeugender fand er die Aehnlichkeit. — Jetzt trat Rudolph zu ihm, dem er seine Entdeckung mittheilte; Florestan fand sie nach seiner leichtsinnigen Art nicht sonderlich wichtig, sondern brach das Gespräch darüber bald ab, indem er sagte: »Ich habe gestern noch,« lieber Franz, »ein anderes Gedicht geschrieben, indem ich versucht habe, eine Stimmung auszudrücken und darzustellen, die schon oft meine Seele erfüllt hat.« Er las:

Mondscheinlied.

Träuft vom Himmel der kühle Thau,
Thun die Blumen die Kelche zu,

Spätroth sieht scheidend nach der Au,
Flistern die Pappeln, sinkt nieder die nächt'ge Ruh'.

Kommen und gehen die Schatten,
Wolken bleiben noch spät auf,
Und ziehen mit schwerem, unbeholf'nem Lauf
Ueber die erfrischten Matten.

Kommen die Sterne und schwinden wieder,
Blicken winkend und flüchtig nieder,
Wohnt im Wald die Dunkelheit,
Dehnt sich finster weit und breit.

Hinter'm Wasser, wie flimmende Flammen,
Berggipfel oben mit Gold beschienen,
Neigen rauschend und ernst die grünen
Gebüsche die blinkenden Häupter zusammen.

Welle, rollst du herauf den Schein
Des Mondes rund freundlich Angesicht?
Es merkt's und freudig bewegt sich der Hain
Streckt die Zweig' entgegen dem Zauberlicht.

Fangen die Geister auf den Fluthen zu springen,
Thun sich die Nachtblumen auf mit Klingen,
Wacht die Nachtigall im dicksten Baum
Verkündet dichterisch ihren Traum,

Wie helle, blendende Strahlen die Töne nieder fließen,
Am Bergeshang den Wiederhall zu grüßen.

Flimmern die Wellen,
Funkeln die wandernden Quellen,
Streifen durch's Gesträuch
Die Feuerwürmchen bleich. —

Wie die Wolken wandelt mein Sehnen,
Mein Gedanke bald dunkel, bald hell,
Hüpfen Wünsche um mich, wie der Quell,
Kenne nicht die brennenden Thränen.

Bist du nah, bist du weit,
Glück, das nur für mich erblühte?
Ach! daß es die Hände biethe,
In des Mondes Einsamkeit.

Kömmt's aus dem Walde? schleichts vom Thal,
Steigt es den Berg vielleicht hernieder? —
Kommen alte Schmerzen wieder?
Aus Wolken ab die entfloh'ne Qual?

Und Zukunft wird Vergangenheit,
Bleibt der Strom nie ruhig steh'n,
Ach! ist dein Glück auch noch so weit,
Magst du entgegen geh'n,
Auch Liebesglück wird einst Vergangenheit.

Wolken schwinden,
Den Morgen finden
Die Blumen wieder;
Doch ist die Jugend einst entschwunden,
Ach! der Frühlingsliebe Stunden,
Steigen keiner Sehnsucht nieder.

Fünftes Capitel.

Es waren indeß einige Tage verflossen; Sternbald hatte die Gräfinn zu mahlen angefangen, neben ihr mußte er den Ritter zeichnen, der dem Mönche so ähnlich sah. Sein Geist war mit der Schönheit seines Gegenstandes beschäftiget, er wußte nicht mehr, ob er sich in Gegenwart der Jägerinn seiner Unbekannten erinnerte, oder diese Bildung selber lieb gewann. Sie ließ sich als Jägerinn darstellen, fast eben so, wie er sie zum ersten Mahle gesehen hatte.

Er ließ oft Musik in den Saal bringen, und ihm war dann, als wäre seine Hand sicherer und geläufiger, als würde dann sein Geist zur Kunst lieblicher angetrieben. Er zitterte oft, wenn er die zarten Umrisse des Busens anblickte und abzeichnete,

wenn er den Glanz der schalkhaft lächelnden Augen ausdrücken wollte.

Florestan hatte das Schloß verlassen und schwärmte wieder in den benachbarten Gegenden umher, weil er niemahls lange an einem Orte verweilen mochte. Franz wollte diese Zeit benutzen, um seinen Dürer und Sebastian einen weitläuftigen Brief zu schreiben, allein er verschob es von einem Tage zum andern. An manchen Tagen sprach die Gräfinn viel, indem er sie mahlte, und seine Aufmerksamkeit wurde gewöhnlich dann ganz zerstreut.

Die Gräfinn war an jedem Tage in einer andern Laune, ja sie konnte sogar in derselben Stunde die Stimmung ihres Gemüths auffallend verändern. Franz fühlte einige Theilnahme, wenn sie traurig war, aber er war in einer quälenden Verlegenheit, wenn sie ihm mit vertraulicher Lustigkeit näher kam. Dann konnte ihn Musik trösten und beruhigen, es war, als wenn ihn die angeschlagenen Accorde dreister und kühner machten, die Töne waren sein Beystand und ihm wie zärtliche Freunde nahe, seine Hand arbeitete schneller und williger, und sein Gemüth war durchsichtig und rein wie ein heller Bach. Die Gräfinn schien ihm mit jedem Tage lieber zu gewinnen, Franz war gewöhnlich stumm, aber sie sprach desto mehr: ihre Lebhafte Beweglichkeit ertrug nicht den Stillstand eine Minute, sie machte sich immer etwas zu schaffen, sie erzählte hundert kleine Ge-

schichten, und Sternbald wurde nicht selten durch ihre Munterkeit gestört.

So erfuhr er unter vielen andern Erzählungen, daß sie einige Verwandten in Italien und zwar in Rom habe, an die sie ihm auch Briefe mitzugeben versprach. Sie schilderte die Lebensart der ganzen Familie und die Eigenheiten eines jeden Charakters bis auf den kleinsten Umstand, sie ging so weit, daß sie Stellungen und Mienen nachahmte, wodurch denn Franz zuweilen im Mahlen aufgehalten wurde, ja sie unterließ nicht, die Arbeit nach ihrer Laune zu unterbrechen, um mit ihm durch den Garten zu spazieren. Oft verlor sie sich dann so plötzlich in ein trübseliges Nachsinnen, in wehmüthige Klagen, daß Franz mit vieler Anstrengung das Amt eines trö-stenden Freundes bey ihr übernehmen mußte.

Als Sternbald ihren Kopf fast vollendet hatte, und er nun an die Abschilderung des Ritters ging, war ihre Lebhaftigkeit noch mehr erhöht. »Ihr müßt wissen, lieber Freund!« sagte sie, »daß jenes Bild von einem wahren Stümper in der edlen Kunst her-rührt, der es noch gar nicht einmahl verstand, das Holdselige und Angenehme eines Antlitzes zu fühlen und auszudrücken, ihm war es nur darum zu thun, einen Kopf mit den gewöhnlichen Sinnen fertig zu machen, der dem Originale im Groben ähnlich sähe. Ihr müßt Euch die Klarheit der Augen, das süße Lächeln der freundlichen Lippen nur vorstellen, denn

das Bild selbst gibt Euch keine Anweisung zu dergleichen. O, wenn er doch hier wäre! wenn er so vor Euch stände, und ich ihm den Arm um den schönen Nacken schlänge! Unmöglich könnt Ihr es Euch vorstellen, und das Gemählde muß nothwendig kalt werden. Aber freylich sieht es ihm dann um so ähnlicher, denn er ist jetzt auch kalt und fühllos. Wo mag er umher irren, und wann kommt er zu mir zurück?«

Sie stand auf, Franz mußte die Mahlerey bey Seite legen, sie gingen in ein benachbartes Gehölz. »Hier sah ich ihn zum letzten Mahle,« fuhr die Gräfinn fort, »hier stieg er auf sein Roß, und sagte mir sein heuchlerisches Lebewohl, er wolle noch am Abend wiederkommen; aber es ist schon in meiner Seele Abend geworden, und er ist noch nicht wieder da. Könnt' ich den Undankbaren vergessen, dieß Andenken, sein Bild aus meinem Herzen verstoßen, und wieder so glücklich und zufrieden werden, als ich vormahls war! Dieß thörichte Herz will ihm nach, ihn in weiter Welt aufsuchen, und weiß doch nicht, wohin? Ich finde ihn niemahls wieder.« — —

Sie setzten sich im Schatten nieder, und nach einem kleinen Stillschweigen fuhr die Dame fort: »Ich will Euch kürzlich meine ganze Geschichte erzählen; sie ist unbedeutend und kurz, aber Ihr habt etwas in Eurem Wesen, einen Blick Eurer Augen, das alles mir mein Zutrauen abgewinnt. Wenn man

recht unglücklich ist, und sich durchaus verlassen fühlt, so sehnt man sich nach dem Mitleiden einer guten Seele, wie nach einer herrlichen Gabe, und darum will ich Euch meine Leiden vertrauen. Kurz nachher, als mich der Tod meines Vaters in den Besitz meiner Güter setzte, erschien in der Nachbarschaft hier ein junger Ritter, der vorgab, er komme aus Franken. Er war so jung, schön und liebenswürdig, daß man ihn allenthalben gern sah: es verging nur wenige Zeit, und es schien, daß er sich in meiner Gegenwart am meisten gefalle, daß ihn nur das freue, was auf mich einigen Bezug habe. Mir schmeichelte dieser Vorzug, ich kam ihm eben so entgegen, wie er mir, ich schenkte ihm mein reinstes Wohlwollen; denn es ist einmahl der Fehler unseres Geschlechtes, an List und Verstellung nicht zu glauben, sondern sich von dem Irrthume blenden zu lassen, als könne jede von uns durch einen Betrieger niemahls betrogen werden.

»Was soll ich weitläuftig seyn? Ihr kennt mein Herz nicht, und gehört selbst zu dieser hinterlistigen Rotte. Er gestand mir seine Liebe, ich ihm meine Zuneigung; er nannte mir seinen Nahmen, und bekannte, daß er ein armer Edelmann sey, der mir kein Glück anbiethen könne; ich wollte ihm zum Herrn aller meiner Besitzthümer machen, ich fand mich so groß darin, ihm mein Eigenthum, mich selbst ihm zu schenken. Schon war unsere Verlobung,

schon der Tag unserer Vermählung bestimmt, als er mich plötzlich nach einer Jagd hier auf dieser Stelle verließ. Er wollte einen Freund in der Nachbarschaft besuchen, war sein Vorgeben; er lächelte noch als er fort ritt, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen.«

Franz konnte nach ihrer Erzählung nichts antworten, er blieb in sich gekehrt, und wünschte seinen Freund Florestan zurück, der sich in jede Lage des Lebens mit Leichtigkeit fand. Es war indeß Abend geworden, und die Jäger kamen mit einer Jagdmusik aus dem Walde zurück, dadurch wurde das Gespräch beendigt. Sternbald war verdrüßlich, daß alle Gegenstände und Gespräche so hart auf sein Gemüth fielen, so daß ihn der Eindruck davon bemeisterte und sein Lebenslauf dadurch gestört wurde.

Schon seit langer Zeit hatte er viel von einem wunderbaren Menschen sprechen hören, der sich in den benachbarten Bergen aufhielt, halb wahnsinnig seyn sollte, in der Einsamkeit lebte, und niemahls seinen öden Aufenthalt verließ. Was Franz besonders anzog, war, daß dieser abenteuerliche Eremit auch ein Mahler war, und gewöhnlich denen, die ihnen besuchten, Bildnisse oder andere Mahlereyen zeigte, sie auch um einen billigen Preis verkaufte. Man erzählte so viel Wunderbares von diesem Manne, daß Franz der Begier unmöglich widerstehen konnte, ihn selber aufzusuchen. Da Florestan immer noch nicht

zurück kam, und die Gräfinn wieder eine Jagd, ihre Lieblingsergetzung anstellte, machte er sich an einem schönen Morgen auf den Weg, um den bezeichneten Aufenthalt zu suchen.

Unterwegs überdachte er nach langer Zeit wieder die Veränderungen seines Lebens, es schien ihm alles so sonderbar und doch so gewöhnlich, er wünschte die Fortsetzung seiner Schicksale, und fürchtete sie, er erstauhte über sich selber, daß ihn der Enthusiasmus, der ihn zur Reise angetrieben, seitdem nur selten wieder besucht habe.

Er stand oben auf dem Hügel, und sah im Thale die versammelte Jagd, die vom Schlosse ausritt, und sich durch die Ebene verbreitete. Es klangen wieder die musikalischen Töne zu ihm hinauf, die durch den frischen Morgen in den Bergen wiederschallten, die Eichen und Tannen rührten sich bedeutungsvoll. Bald verlor er die Jagd aus dem Gesichte, die Musik der Hörner verschwand, und er wandte sich tiefer ins Gebirge hinein, wo die Gegend plötzlich ihren anmuthigen Charakter verlor, und wilder und verworrener ward, die Aussicht in das ebene Land schloß sich, man verlor den herrlichen Strom aus dem Gesichte, die Berge und Felsen wurden kahl und unfruchtbar.

Der Weg wand sich enge und schmal zwischen Felsen hindurch, Tannengebüsch wechselte auf dem

kahlen Boden, und nach einigen Stunden stand Franz auf dem höheren Gipfel des Gebirges.

Nun war es wieder wie ein Vorhang nieder gefallen, seinem Blicke öffnete sich die Ebene wieder, die kahlen Felsen unter ihm verloren sich lieblich in dem grünen Gemisch der Wälder und Wiesen, die unfreundliche Natur war verschwunden, sie war mit der lieblichen Aussicht eins, von dem übrigen verschönert, diente sie selber, die andern Gegenstände zu verschönern. Da lag die Herrlichkeit der Ströme vor ihm ausgebreitet, er glaubte vor den plötzlichen Anblick der weiten, unendlichen, mannichfaltigen Natur zu vergehen; denn es war, als wenn sie mit herzdurchdringender Stimme zu ihm hinauf sprach, als wenn sie mit feurigen Augen vom Himmel und aus dem glänzenden Strom heraus nach ihm blickte, mit ihren Riesengliedern nach ihm hin deutete. Franz streckte die Arme aus, als wenn er etwas Unsichtbares an sein ungeduldiges Herz drücken wollte, als möchte er nun erfassen und fest halten, wornach ihm die Sehnsucht so lange gedrängt; die Wolken zogen unten am Horizont durch den blauen Himmel, die Wiederscheine und die Schatten streckten sich auf den Wiesen aus, und wechselten mit ihren Farben, fremde Wundertöne gingen den Berg hinab, und Franz fühlte sich wie fest gezaubert, wie ein Gebannter, den die zaubernde Gewalt stehen heißt, und

der sich dem unsichtbaren Kreise, trotz alles Bestrebens, nicht entreißen kann.

»O unmächtige Kunst!« rief er aus, und setzte sich auf eine grüne Felsenbank nieder; wie lallend und kindisch sind deine Töne, gegen den vollen, harmonischen Orgelgesang, der aus den innersten Tiefen aus Berg, Thal und Wald und Stromesglanz in schwellenden, steigenden Accorden herauf quillt. Ich höre, ich vernehme, wie der ewige Weltgeist mit meisterndem Finger die furchtbare Harfe mit allen ihren Klängen greift, wie die mannichfaltigsten Gebilde sich seinem Spiel erzeugen, und umher und über die ganze Natur sich mit geistigen Flügeln ausbreiten. Die Begeisterung meines kleinen Menschenherzens will hinein greifen, und ringt sich müde und matt im Kampfe mit dem Hohen, der die Natur leise lieblich regiert, und mein Hindrängen zu ihm, mein Winken nach Hülfe in dieser Allmacht der Schönheit vielleicht nicht gewahrt. Die unsterbliche Melodie jauchzt, jubelt und stürmt über mich hinweg, zu Boden geworfen schwindelt mein Blick und starren meine Sinnen. O, ihr Thörichten! die ihr der Meinung seyd, die allgewaltige Natur lasse sich verschönen, wenn ihr nur mit Kunstgriffen und kleinlicher Hinterlist eurer Ohnmacht zu Hülfe eilt, was könnt ihr anders, als uns die Natur ahnden lassen, wenn die Natur uns die Ahndung der Gottheit gibt? Nicht Ahndung, nicht Vorgefühl, urkräftige

Empfindung selbst, sichtbar wandelt hier auf Höhen und Tiefen die Religion, empfängt und trägt mit gütigem Erbarmen auch meine Anbethung. Die Hieroglyphe, die das Höchste, die Gott bezeichnet, liegt da vor mir in thätiger Wirksamkeit, in Arbeit, sich selber aufzulösen und auszusprechen, ich fühle die Bewegung, das Räthsel im Begriff zu schwinden, — und fühle meine Menschheit. — Die höchste Kunst kann sich nur selbst erklären, sie ist ein Gesang, deren Inhalt nur sie selbst zu seyn vermag.«

Ungern verließ Sternbald seine Begeisterung, und die Gegend, die ihn entzückt hatte, ja er trauerte über diese Worte, über diese Gedanken, die er ausgesprochen, daß er sie nicht immer in frischer Kraft aufbewahren könne, daß neue Eindrücke und neue Ideen diese Empfindungen vertilgen oder überschütten würden.

Ein dichter Wald empfing ihn auf der Höhe, er warf oft den Blick zurück, und schied ungern, als wenn er das Leben verließe. Der einsame Schatten erregte ihm gegen die freye Leidenschaft eine seltsame Empfindung, seine Brust ward beklemmt, und von Aengstlichkeit zusammen gezogen. Als er kaum eine halbe Stunde gegangen war, stand er vor einer kleinen Hütte, die offen war, in der er aber niemand antraf. Ermüdet warf er sich unter einem Baume, und betrachtete die beschränkte Wohnung,

das dürftige Geräth, mit vieler Rührung eine alte Laute, die an der Wand hing, und auf der eine Saite fehlte. Palletten und Farben lagen und standen umher, einige Kleidungsstücke; Sternbald war wie in die uralte Zeit versetzt, von der wir so gern erzählen, wo die Thür noch keinen Riegel kennt, wo noch kein Frevler des andern Gut betastet hat.

Nach einiger Zeit kam der alte Mahler zurück; er wunderte sich gar nicht, einen Fremdling vor seiner Schwelle anzutreffen, sondern ging in seine Hütte, räumte auf, und spielte dann auf der Zither, als wenn niemand zugegen wäre. Franz betrachtete den Alten mit Verwunderung; der indessen wie ein Kind in seinem Hause saß, und zu erkennen gab, wie wohl ihm sey in seiner kleinen Heimath, unter den befreundeten, wohl bekannten Tönen seines Instrumentes. Als er sein Spiel geendigt, packte er Kräuter, Moos und Steine aus seinen Taschen, und legte sie sorgfältig in kleine Schachteln zurecht, indem er jedes aufmerksam betrachtete. Ueber Manches lächelte er, Anderes schien er mit einer Verwunderung anzuschauen, indem er die Hände zusammen schlug, oder ernsthaft mit dem Kopfe schüttelte. Immer noch sah er nach Sternbald nicht hin, bis dieser endlich in das kleine Haus hinein trat, und ihm seinen Gruß anboth. Der alte Mann gab ihm die Hand, und nöthigte ihn schweigend, sich nieder zu setzen, indem er sich

weder verwunderte, noch ihn als einen Fremden genau beachtete.

Die Hütte war mit mannichfaltigen Steinen aufgeputzt, Muscheln standen umher, durchmengt von seltsamen Kräutern, ausgestopften Thieren und Fischen, so, daß das Ganze ein recht abenteuerliches Ansehen erhielt. Stillschweigend hohlte der Alte unserm Freunde einige Früchte, die er ihm ebenfalls mit stummer Gebehrde vorsetzte. Als Franz einige davon gegessen hatte, indem er immer den wunderbaren Menschen beobachtete, fing er mit diesen Worten das Gespräch an: »Ich habe mich schon seit langer Zeit darauf gefreut, Euch zu sehen, ich hoffe nun, Ihr zeigt mir auch einige von Euren Mahlereyen, denn auf diese bin ich vorzüglich begierig, da ich mich selbst zur edlen Kunst bekenne.«

»Seyd Ihr ein Mahler?« rief der Alte aus, »nun wahrlich, so freut es mich, Euch hier zu sehen, seit lange ist mir keiner begegnet. Aber Ihr seyd noch sehr jung, Ihr habt wohl schwerlich schon den rechten Sinn für die große Kunst.«

»Ich thue mein Mögliches,« antwortete Franz, »und will immer das Beste, aber ich fühle freylich wohl, daß das nicht zureicht.«

»Es ist immer schon genug,« rief jener aus, »freylich ist es nur Wenigen gegeben, das Wahrste und Höchste auszudrücken, eigentlich können wir uns alle ihm nur nähern, aber wir haben unsern Zweck ge-

wißlich schon erreicht, wenn wir nur das wollen und erkennen, was der Allmächtige in uns hinein gelegt hat. Wir können in dieser Welt nur wollen, nur in Vorsätzen leben, das eigentliche Handeln liegt jenseits, und besteht gewiß aus den eigentlichsten, wirklichsten Gedanken, da in dieser bunten Welt alles in Allem liegt. So hat sich der großmächtige Schöpfer heimlich- und kindlicher Weise durch seine Natur unsern schwachen Sinnen offenbart, er ist es nicht selbst, der zu uns spricht, weil wir dermahlen zu schwach sind, ihn zu verstehen; aber er winkt uns zu sich, und in jedem Moose, in jeglichem Gestein ist eine geheime Ziffer verborgen, die sich nie hinschreiben, nie völlig errathen läßt, die wir aber beständig wahr zu nehmen glauben. Fast eben so macht es der Künstler: wunderliche, fremde, unbekannte Lichter scheinen aus ihm heraus, und er läßt die zauberischen Strahlen durch die Krystalle der Kunst den übrigen Menschen entgegen spielen, damit sie nicht vor ihm erschrecken, sondern ihn auf ihre Weise verstehen und begreifen. Nun vollendet sich das Werk, und dem Geoffenbarten liegt ein weites Land, eine unabsehliche Aussicht da, mit allem Menschenleben, mit himmlischem Glanze überleuchtet, und heimlich sind Blumen hinein gewachsen, von denen der Künstler selber nicht weiß, die Gottes Finger hinein wirkte, und die uns mit ätherischem Zauber anduften, und uns unmerkbar den Künstler als einen Liebling

Gottes verkündigen. Seht, so denke ich über die Natur und über die Kunst.«

Franz war vor Erstaunen, wie gefesselt, denn dermaßen hatten ihn bis dahin noch keine Worte angeredet; er erschrak über sich selber, daß er aus dem Munde eines Mannes, den die übrigen Leute wahnsinnig nannten, seine eigensten Gedanken deutlich ausgesprochen hörte, so daß wie mit Bannsprüchen seine Seele aus ihrem fernen Hinterhalte hervor gezaubert ward, und seine unkenntlichen Ahndungen in anschaulichen Bildern vor ihm schwebten.«

»Wie willkommen ist mir dieser Ton!« rief er aus, »so habe ich mich denn nicht geirrt, wenn ich mit dem stillen Glauben hier anlangte, daß Ihr mir vielleicht behülflich seyn würdet, mich aus der Irre zurecht zu finden.«

»Wir irren alle,« sagte der Alte, wir müssen irren, und jenseits dem Irrthume liegt auch gewiß keine Wahrheit, beyde stehen sich auch gewiß nicht entgegen, sondern sind nur Worte, die der Mensch in seiner Unbehülflichkeit dichtete, um etwas zu bezeichnen, was er gar nicht meinte. Versteht Ihr mich?«

»Nicht so ganz,« sagte Sternbald.

Der Alte fuhr fort: »Wenn ich nur mahlen, sprechen oder singen könnte, was mein eigentlichstes Selbst bewegt, dann wäre mir und auch den Uebrigen geholfen; aber mein Geist verschmäht die Worte

und Zeichen, die sich ihm aufdrängen, und da er mit ihnen nicht hanthiren kann, gebraucht er sie nur zum Spiel. So entsteht die Kunst, so ist das eigentliche Denken beschaffen.«

Franz erinnerte sich, daß Dürer einst diesen Gedanken fast mit den nähmlichen Worten ausgedrückt habe. Er fragte: »was haltet Ihr denn nun für das Höchste, wohin der Mensch gelangen könne?«

»Mit sich zufrieden zu seyn,« rief der Alte, »mit allen Dingen zufrieden zu seyn; denn dann verwandelt er sich und Alles um sich her in ein himmlisches Kunstwerk, er läutert sich selbst mit dem Feuer der Gottheit.«

»Können wir es dahin bringen?« fragte Franz.

»Wir sollen es wollen,« fuhr jener fort, »und wir wollen es auch Alle, nur daß Vielen, ja den Meisten, ihr eigener Geist auf dieser seltsamen Welt zu sehr verkümmert wird. Daraus entsteht, daß man so selten den Andern, noch seltener sich selber inne wird.«

»Ich suche nach Euren Gemählden,« sagte Sternbald, »aber ich finde sie nicht; nach Euren Gesprächen über die Kunst darf ich etwas Großes erwarten.«

»Das dürft Ihr nicht,« sagte der Alte mit einigem Verdruß, »denn ich bin nicht für die Kunst geboren, ich bin ein verunglückter Künstler, der seinen

eigentlichen Beruf nicht angetroffen hat. Es ergreift Manchen das Gelüste, und er macht sein Leben elend. Von Kindheit auf war es mein Bestreben, nur für die Kunst zu leben, aber sie hat sich unwillig von mir abgewendet, sie hat mich niemahls für ihren Sohn erkannt, und wenn ich dennoch arbeitete, so geschah es gleichsam hinter ihrem Rücken.«

Er öffnete eine Thür, und führte den Mahler in eine andere kleine Stube, die voller Gemählde hing. Die meisten waren Köpfe, nur wenige Landschaften, noch weniger Historien. Franz betrachtete sie mit vieler Aufmerksamkeit, indeß der alte Mann schweigend einen verfallenen Vogelbauer ausbesserte. In allen Bildern spiegelte sich ein strenges, ernstes Gemüth, die Züge waren bestimmt, die Zeichnung scharf, auf Nebendinge gar keinen Fleiß gewendet, aber auf den Gesichtern schwebte ein Etwas, das den Blick zugleich anzog und zurück stieß, bey vielen sprach aus den Augen eine Heiterkeit, die man wohl grausam hätte nennen können, andere waren seltsamlich entzückt, und erschreckten durch ihre furchtbare Miene. Franz fühlte sich unbeschreiblich einsam, vollends, wenn er aus dem kleinen Fenster über die Berge und Wälder hinüber sah, wo er auf der fernen Ebene keinen Menschen, kein Haus unterscheiden konnte.

Als Franz seine Betrachtung geendigt hatte, sagte der Alte: »Ich glaube, daß Ihr etwas Beson-

deres an meinen Bildern finden möget, denn ich habe sie alle in einer seltsamen Stimmung verfertigt. Ich mag nicht mahlen, wenn ich nicht deutlich und bestimmt vor mir sehe, was ich eigentlich darstellen will. Wenn ich nun manchmahl im Schein der Abendsonne vor meiner Hütte sitze, oder im frischen Morgen, der die Berge herab, über die Fluren hingeht, dann rauschen oft ie Bildnisse der Apostel, der heiligen Märtyrer hoch oben in den Bäumen, sie sehen mich mit allen ihren Mienen an, wenn ich zu ihnen bethe, und fordern mich auf, sie abzuzeichnen. Dann greife ich nach Pinsel und Pallette, und mein bewegtes Gemüth, von der Inbrunst zu den hohen Männern, von der Liebe zur verflossenen Zeit ergriffen, schattirt die Trefflichkeiten mit irdischen Farben hin, die in meinen Sinnen, vor meinen Augen erglänzen.«

»So seyd Ihr ein glücklicher Mann,« sagte Franz, der über diese Rede erstaunte.

»Wie Ihr es wollt,« sagte der Alte, »der Künstler sollte nach meinem Urtheile niemahls anders arbeiten, und was ist seine Begeisterung denn anders? Dem Mahler muß alles wirklich seyn, denn was ist es sonst, das er darstellen will? Sein Gemüth muß wie ein Strom bewegt seyn, so daß sich seine innere Welt bis auf den tiefsten Grund erschüttert, dann ordnen sich aus der bunten Verwirrung die großen Gestalten, die er seinen Brüdern offenbaret. Glaubt

mir, noch nie ist ein Künstler auf eine andere Art begeistert gewesen; man spricht von dieser Begeisterung so oft, als von einem natürlichen Dinge, aber sie ist durchaus unerklärlich, sie kömmt, sie geht, gleich dem ersten Frühlingslichte, das unvermuthet aus den Wolken nieder kömmt, und oft, ehe du es genießest, zurück geflohen ist.«

Franz war verlegen, was er antworten sollte; er war ungewiß, ob der alte Mahler wirklich vom Wahnsinn befallen sey, oder ob er nur die Sprache der Künstler rede.

»Zuweilen,« fuhr der Alte fort, »redet mir auch die umgebende Natur zu, und erregt mich, daß ich mich in der Kunst üben muß. Es ist mir aber bey allen meinen Versuchen niemahls um die Natur zu thun, sondern ich suche den Charakter oder die Physiognomie heraus zu fühlen, und irgend einen frommen Gedanken hinein zu legen, der die Landschaft wieder in eine schöne Historie verwandelt.«

Er machte hierauf den jungen Mahler auf eine Landschaft aufmerksam, die etwas abseits hing. Es war eine Nacht-Scene, Wald, Berg und Thal lag in unkenntlichen Massen durch einander, schwarze Wolken tief vom Himmel hinunter. Ein Pilgrim ging durch die Nacht, an seinem Stabe, an seinen Muscheln am Hute kennbar: um ihn zog sich das dichteste Dunkel, er selber nur von verstohlenen Mondstrahlen erschimmert; ein finsterer Hohlweg deutete

sich an, oben auf einem Hügel von fern her glänzte ein Crucifix, um das sich die Wolken theilten; ein Strahlenregen vom Monde ergoß sich, und spielte um das heilige Zeichen.«

»Sehet,« rief der Alte, »hier habe ich das zeitliche Leben und die überirdische, himmlische Hoffnung mahlen wollen: seht den Fingerzeig, der uns aus dem finstern Thale herauf zur mondigen Anhöhe ruft. Sind wir etwas weiter, als wandernde, verirrte Pilgrime? Kann etwas unsern Weg erhellen, als das Licht von oben? Vom Kreuze her dringt mit lieblicher Gewalt der Strahl in die Welt hinein, der uns belebt, der unsere Kräfte aufrecht hält. Seht, hier habe ich gesucht, die Natur wieder zu verwandeln, und das auf meine menschliche, künstlerische Weise zu sagen, was die Natur selber zu uns redet; ich habe hier ein sanftes Räthsel nieder gelegt, das sich nicht jedem entfesselt, das aber doch leichter zu errathen steht, als jenes erhabene, das die Natur als Bedeckung um sich schlägt.«

»Man könnte,« antwortete Franz, dieses Gemählde ein allegorisches nennen.«

»Alle Kunst ist allegorisch,« sagte der Mahler, »wie Ihr es nehmt. Was kann der Mensch darstellen, einzig und für sich bestehend, abgesondert und ewig geschieden von der übrigen Welt, wie wir die Gegenstände vor uns sehen? Die Kunst soll es auch nicht; wir fügen zusammen, wir suchen dem Einzel-

nen einen allgemeinen Sinn aufzuheften, und so entsteht die Allegorie. Das Wort bezeichnet nichts anders, als die wahrhafte Poesie, die das Hohe und Edle sucht, und es nur auf diesem Wege finden kann.«

Unter diesen Gesprächen war ein Hänfling unvermerkt aus seinem Käfige entwischt, der Alte hatte die Thür in der Zerstreuung offen gelassen. Er schrie erschreckend auf, als er seinen Verlust bemerkte, er suchte umher, er öffnete das Fenster, und lockte pfeifend und liebkosend den Flüchtigen, der nicht wieder kam. Er konnte sich auf keine Weise zufrieden geben, er hörte auf Sternbalds Worte nicht, der ihn zu trösten suchte.

Sternbald sagte, um ihn zu zerstreuen: »Ich glaube es einzusehen, wie Ihr über die Landschaften denkt, und mich dünkt, Ihr habt Recht. Denn was soll ich mit allen Zweigen und Blättern? mit dieser genauen Copie der Gräser und Blumen? Nicht diese Pflanzen, nicht die Berge will ich abschreiben, sondern mein Gemüth, meine Stimmung, die mich gerade in diesem Momente regiert, diese will ich mir selber fest halten, und den übrigen Verständigen mittheilen.«

»Ganz gut,« rief der Alte aus, »aber was kümmert mich das jetzt, da mein Hänfling auf und davon ist.«

»War er Euch denn so lieb?« fragte Franz.

Der Alte sagte verdrüßlich: »so lieb wie mir Alles, ist, was ich liebe. Ich mache da eben nicht sonderliche Unterschiede. Ich denke an seinen schönen Gesang, an seine Liebe, die er immer zu mir bewies, und darum hätte ich mir diese Treulosigkeit um so weniger vermuthet. Nun ist sein Gesang nicht mehr für mich, sondern er durchfliegt den Wald, und dieser einzelne, mir so bekannte Vogel vermischt sich mit den übrigen seines Geschlechts. Ich gehe vielleicht ein Mahl aus, und höre ihn, und sehe ihn, und kenne ihn doch nicht wieder, sondern halte ihn für eine ganz fremde Person. So haben mich schon so viele Freunde verlassen. Ein Freund, der stirbt, thut auch nichts weiter, als daß er sich wieder mit der großen allmächtigen Erde vermischt, und mir unkenntlich wird. So sind sie auch in den Wald hinein geflogen, die ich sonst wohl kannte, so daß ich sie nun nicht wieder heraus finden kann. Wir sind Thoren, wenn wir sie verloren wähnen: Kinder, welche schreyen und jammern, wenn die Aeltern mit ihnen Versteckens spielen, denn das thun die Gestorbenen nur mit uns, der kurze Augenblick zwischen Jetzt und dem Wiederfinden ist nicht zu rechnen. Und daß ich das Gleichniß vollende: so ist Freundschaft auch wohl einem Käfige gleich, ich trenne den Vogel von den übrigen, um ihn zu kennen und zu lieben, ich umgebe ihn mit einem Gefängnisse, um ihn mir so recht eigentliche abzusondern. Der Freund-

sondert den Freund von der ganzen übrigen Welt, und hält ihn in seinen ängstlichen Armen eingeschlossen; er läßt ihn nicht zurück, er soll nur für ihn so gut, so zärtlich, so liebevoll seyn, die Eifersucht bewacht ihn vor jeder fremden Liebe, verlöre jener sich im Strudel der allgemeinen Welt, so wäre er auch dem Freunde verloren und abgestorben. — Sieh her, mein Sohn, er hat sein Futter nicht einmahl verzehrt, so lieb ist es ihm gewesen, mich zu verlassen. Ich habe ihn so sorgfältig gepflegt, und doch ist ihm die Freyheit lieber.«

»Ihr habt die Menschen gewißlich recht von Herzen geliebt!« rief Sternbald aus.

»Nicht immer,« sagte jener, »die Thiere stehen uns näher; denn sie sind wie kindische Kinder, deren Liebe immer unterhalten seyn will, weil sie ungewiß und unbegreiflich ist, mit dem Menschen rechnen wir gern, und wenn wir Bezahlung wahrnehmen, vermissen wir schon die Liebe; gegen Thiere sind wir duldend, weil sie unsere Trefflichkeiten nicht bemerken können, und wir ihnen dadurch immer wieder gleich stehen; indem wir aber ihre dumpfe Existenz fühlen und einsehen, entsteht eine magische Freundschaft, aus Mitleiden, Zuneigung, ja ich möchte sagen aus Furcht, gemischt, die sich durchaus nicht erklären läßt. Ich will Euch kürzlich meine Geschichte im Auszuge erzählen, damit Ihr begreifen könnt, wie ich hierher gerathen bin.«

Sie verließen die Hütte, und setzten sich in den Schatten eines alten Baumes, sie schwiegen eine Weile, dann fing der alte Mahler folgende Erzählung an:

»Ich bin in Italien geboren und heiße Anselm. Weiter kann ich Euch eben von meiner Jugend nichts sagen. Meine Aeltern starben früh, und hinterließen mir ein kleines Vermögen, das mir zu fiel, als ich mündig war. Meine Jugend war wie ein leichter Traum verflogen, keine Erinnerung war in meinem Gedächtnisse gehaftet, ich hatte nicht eine Erfahrung gemacht. Aber ich hatte die entflohene Zeit auf meine Art genossen, ich war immer zufrieden und vergnügt gewesen.«

»Jetzt nahm ich mir vor, in's Leben einzutreten, und auch, wie Andere, einen Platz anzufüllen, damit von mir die Rede sey, daß ich geachtet würde. Schon von meiner Kindheit hatte ich in mir einen großen Trieb zur Kunst gespürt, die Mahlerey war es, die meine Seele angezogen hatte, der Ruhm der damahligen Künstler begeisterte mich. Ich ging nach Perugia, wo damahls Pietro in besonderm Rufe stand, ihm wollte ich mich in die Lehre geben, Aber bald ermüdete meine Geduld, ich lernte junge Leute kennen, deren ähnlich Gemüthsart mich zu ihrem vertrauten Freunde machte. Wir waren lustig mit einander, wir sangen, wir tanzten und scherzten, an die Kunst ward wenig gedacht.«

Franz fiel ihm in die Rede, indem er fragte: »Könnt Ihr Euch vielleicht erinnern, ob damahls bey diesem Meister Pietro noch Raphael in der Lehre stand? Raphael Sanzio?

»O ja,« sagte der Alte, »es war ein kleiner unbedeutender Knabe, auf dem niemand sonderliche Rücksicht nahm. Ich erstaunte, daß Ihr den Nahmen so eigentlich wißt.«

»Und ich erstaune über das, was Ihr mir sagt,« rief Sternbald aus. »So wißt Ihr es denn gar nicht, daß dieser Knabe seitdem der erste von allen Mahlern geworden ist? daß jedermann ihn im Munde führt, jeder ihn anbethet? Er ist seit einem Jahre gestorben, und ganz Europa trauert über seinen Verlust, wo Menschen wohnen, die die Kunst kennen, da ist auch er gekannt, noch keiner hat die Göttlichkeit der Mahlerey so tief ergründet.«

Anselm stand eine Weile in sich gekehrt, dann brach er aus: »O wunderbare Vergangenheit! Wo ist all mein Bestreben geblieben, wie ist es gekommmen, daß dieser mir Unbekannte meine innigsten Wünsche ergriffen und zu seinem Eigenthume gemacht hat? Ja, ich habe wahrlich umsonst gelebt. Aber ich will meine Erzählung beendigen.«

»Damahls schien die ganze Welt glänzend in mein junges Leben hinein, ich erblickte auf allen Wegen Freundschaft und Liebe. Unter den Mädchen, die

ich kennen lernte, zog eine besonders meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, ich liebte sie innig, nach einigen Wochen war sie meine Gattinn. Ich hemmte meine Freude und meine Entzückungen durch nichts, ein blendender, ungestörter Strom war mein Lebenslauf. In der Gesellschaft der Freunde und der Liebe vom Wein erhitzt, war es mir oft, als wenn sich wunderbare Kräfte in meinem Innersten entwickelten, als beginne mit mir die Welt eine neue Epoche. In den Stunden, die mir die Freude übrig ließ, legte ich mich wieder auf die Kunst, und es war zuweilen, als wenn vom Himmel herab goldene Strahlen in mein Herz hinein schienen, und alle meine Lebensgeister erläuterte und erfrischten. Dann drohte ich nur gleichsam mit ungebornen und unsterblichen Werken, die meine Hand noch ausführen sollte, ich sah auf die übrige Kunst, wie auf etwas Gemeines und Alltägliches hinab, ich wartete selber mit Sehnsucht auf die Mahlereyen, durch die sich mein hoher Genius ankündigen würde. Diese Zeit war die glücklichste meines Lebens.«

»Indessen war mein kleines Vermögen aufgegangen. Meine Freunde wurden kälter, meine Freude erlosch, meine Gattinn war krank, denn ihre Entbindung war nahe, und ich fing an, an meinem Kunsttalente zu zweifeln. Wie ein dürrer Herbstwind wehte es durch alle meine Empfindungen hindurch, wie ein Traum wurde mein frischer Geist von mir entrückt. Meine Noth war größer, ich suchte Hülfe

bey meinen Freunden, die mich verließen, die sich bald ganz von mir entfremdeten. Ich hatte geglaubt, ihr Enthusiasmus würde nie erlöschen, es könnt mir an Glück niemahls mangeln, und nun sah ich mich plötzlich einsam. Ich erschrak, daß mir mein Streben plötzlich als etwas Thörichtes erschien, ja daß ich in meinem Innersten ahndete, ich habe die Kunst niemahls geliebt.«

»O, wenn ich an jene drückenden Monathe zurück denke! Wie sich nun in meinem Herzen alles entwickelte, wie grausam sich die Wirklichkeit von meinen Phantasien los arbeitete und trennte! Ich suchte allenthalben Hülfe, ich versuchte die schmählichsten Mittel, und kaum fristete ich mich dadurch von einem Tage zum andern hin. Nun fühlte ich das Treiben der Welt, nun lernte ich die Noth kennen, die meine armen Brüder mit mir theilten. Vorher hatte ich die menschliche Thätigkeit, diese mitleidswürdige Arbeitseligkeit verachtet, mit Thränen in den Augen verehrte ich sie jetzt, ich schämte mich vor dem zerlumpten Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot erwirbt, und nicht höher hinaus denkt, als wie er morgen von neuem beginnen will. Vorher hatte ich in der Welt die schönen Formen mit lachenden Augen aufgesucht, und mir eingeprägt, jetzt sah ich im angespannten Pferde und Ochsen nur die Sclaverey, die Dienstbarkeit, die den Landmann ernährte, ich sah nei-

disch in die kleinen schmutzigen Fenster der Hütten hinein, nicht mehr um seltsame poetische Ideen anzutreffen, sondern um den Hausstand und das Glück dieser Familien zu berechnen. O, ich erröthete, wenn man das Wort Kunst aussprach, ich fühlte mich unwürdig, und das, was mir vorher als das Göttlichste erschien, kam mir nun als ein müßiges, zeitverderbendes Spielwerk vor, als eine Anmaßung über die leidende und arbeitende Menschheit. Ich war meines Daseyns überdrüßig.«

»Einer meiner Freunde, der mir vielleicht geholfen hätte, war verreis't. Ich überließ mich der Verzweiflung. Meine Gattinn starb im Wochenbette, das Kind war todt. Ich lag in der Kammer neben an, und alles erlosch vor meinen Augen. Alles, was mich geliebt hatte, trat in einer fürchterlichen Gleichgültigkeit auf mich zu, alles, was ich für mein gehalten hatte, nahm wie ein Fremdling von mir auf immer Abschied.«

»Alle Gestalten der Welt, alles, was sich je in meinem Innern bewegt hatte, verwirrte sich verwildert durch einander. Es war, als wenn ich mich verlor, und das Fremdeste, mir bis dahin Verhaßteste mein Selbst wurde. So rang ich im Kampfe, und konnte nicht sterben, sondern verlor nur meine Vernunft. Ich wurde wahnsinnig. Ich weiß nicht, wo ich mich herum trieb, was ich damahls erlebt habe. In einer kleinen Capelle einige Meilen von hier

fand ich zuerst mich und meine Besinnung wieder. Wie man aus einem Traume erwacht, und einen längst vergessenen Freund vor sich stehen sieht, so seltsam überrascht, so durch mich erschreckt, war ich selber.

»Seitdem wohne ich hier. Mein Gemüth ist dem Himmel gewidmet. Ich habe alles vergessen. Ich brauche wenig, und dieß Wenige besitze ich durch die Gutheit einiger Menschen.«

»Seitdem,« fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, ist die Natur mein vorzüglichstes Studium. Ich finde allenthalben wunderbare Bedeutsamkeit und räthselhafte Winke. Jede Blume, jede Muschel erzählt mir eine Geschichte, so wie ich Euch eine erzählt habe. Seht diese wunderbaren Moose. Ich weiß nicht, was alles dergleichen in der Welt soll, und doch besteht daraus die Welt. So tröste ich mich über mich und die übrigen Menschen. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Gestalten, die sich bewegen, die gleichsam mehr ein Leben erstreben und andeuten, als wirklich leben, beruhigt mich, daß auch ich vielleicht so seyn mußte, und mich von meiner Bahn niemahls so sehr verirrt habe, als ich wohl ehemahls wähnte.« —

Es war indessen spät geworden. Franz wollte gehen, ihm aber gern vorher etwas abkaufen, damit er ihm auf eine leichtere Art ein Geschenk machen könne. Er sah noch einmahl umher, und begriff es

selber nicht, wie ihm ein kleines Bild habe entgehen können, das er nun jetzt erst bemerkte. Es war das genaue Bildniß seiner Unbekannten, jeder Zug, jede Miene, so viel er sich erinnern konnte. Er nahm es hastig herab, und verschlang es mit den Augen, sein Herz klopfte ungestüm. Als er darnach fragte, erzählte der Alte, daß es ein junges Frauenzimmer sey, die er vor einem Jahre gemahlt habe: sie habe ihn besucht, und ihr holdseliges Gesicht habe sich seinem Gedächtnisse dermaßen eingeprägt, daß er es nachher mit Leichtigkeit habe zeichnen können. Weitere Nachricht konnte er von dem Mädchen nicht geben.

Franz bath um das Bild, das ihm der Alte gern bewilligte: Franz drückte ihm hierauf ein größeres Geschenk in die Hand, als er ihm zugedacht hatte. Der Alte steckte es ein; ohne die Goldstücke nur zu besehen, dann umarmte er ihn, und sagte: »Bleibe immer herzlich und treu gesinnt, mein Sohn, liebe deine Kunst und dich, dann wird es dir immer wohl gehen. Der Künstler muß sich selber lieben, ja verehren, er darf keiner nachtheiligen Verachtung den Zugang zu sich verstatten. Sey in allen Dingen glücklich!«

Franz drückte ihn an seine Brust, und ging dann den Berg hinunter.

Er war durch die Erzählung des alten Mahlers wehmüthig geworden, es leuchtete ihm ein, daß es ihm möglich sey, sich auch über seine Bestimmung zu irren, dabey

war mit frischer Kraft das Andenken und das Bild seiner Geliebten in seine Seele zurück gekommen. Er kam zum Schlosse, indem er den Weg kaum bemerkt hatte, von der Gräfinn war er schon vermißt, sie war auf ihr Bildniß begierig, und er mußte gleich am folgenden Morgen weiter mahlen. Franz fand sie an diesem Tage ungemein liebenswürdig, ja er war auch in ihrer Gesellschaft weniger verlegen; er erzählte ihr von seiner Wallfahrt zum alten Mahler, dessen Geschichte er ihr kürzlich wiederhohlte. Die Gräfinn sagte: »Nun wahrlich, der alte Einsiedler muß Euch auf eine ungemeine Art lieb gewonnen haben, da er so viel mit Euch gesprochen hat; denn es ist sonst schon eine große Gefälligkeit, wenn er dem Fragenden nur ein einziges Wort antwortet, so viel ich aber weiß, hat er bisher noch keinem Einzigen seine Geschichte erzählt.«

Franz zeigte ihr hierauf das Gemählde, das er gekauft hatte, ohne den Zusammenhang zu erwähnen, den dieses Bild mit seinem Leben hatte. Die Gräfinn erstaunte. »Ja sie ist es!« rief sie aus, »es ist meine arme, unglückliche Schwester!«

»Eure Schwester!« sagte Franz erschrocken, »und Ihr nennt sie unglücklich?«

»Und mit Recht,« antwortete die Gräfinn; »jetzt ist sie seit neun Monathen todt.«

Franz verlor die Sprache, seine Hand zitterte, es war ihm unmöglich, weiter zu mahlen. Jene

fuhr fort: »Sie trug und quälte sich mit einer unglücklichen Liebe, die ihr Leben wegzehrte; vor einem Jahre machte sie eine Reise durch Deutschland, um sich zu zerstreuen und gesund zu werden, aber sie kam zurück und starb. Der Alte hat sie damahls noch gesehen, und wie ich jetzt erfahre, nachher gemahlt.«

Franz war durch und durch erschüttert, er stand auf, und verließ den Saal. Er irrte umher, und warf sich endlich weinend an der dichtesten Stelle des Gehölzes nieder: die Worte, die ihn betäubt hatten, schallten noch immer in seinen Ohren. — »So ist sie denn auf ewig für mich verloren, die niemahls mein war!« rief er aus. »O wie hart ist die Weise, mit der mich das Schicksal von meinem Wahnsinne heilen will! O ihr Blumen, ihr süßen Worte, die ihr mir so erfreulich wart, du holdselige Schreibtafel, die ich seitdem immer bey mir trage, — ach! nun ist alles vorüber! Von diesem Tage, von heute ist meine Jugend beschlossen, alle jungen Wünsche, alle liebreitzenden Hoffnungen verlassen mich nun, alles ruhet tief im Grabe. Nun ist mein Leben mir kein Leben mehr, mein Ziel, nach dem ich strebte, ist hinweg genommen, ich bin einsam. Das Haupt, das meine Sonne war, nach dem ich mich wie die Blume wandte, liegt nun im Grabe und ist unkenntlich. Ja Anselm, sie ist nun auch in den großen, weiten Wald wieder hinein geflogen,

meine liebste Sängerinn, die ich so gern an diesem Herzen beherbergt hätte, aller Gesang erinnert mich nur an sie, die fließenden Waldbäche hier ermuntern mich, immer fort zu weinen, so wie sie selber thun. Was soll mir Kunst, was Ruhm, wenn sie nicht mehr ist, der ich alles zu Füßen legen wollte?«

Am folgenden Tage kam Rudolph zurück, vor dem Franz sein Geheimniß nun noch geflissentlicher verbarg; er fürchtete den heitern Muthwillen seines Freundes, und mochte diese Schmerzen nicht seinen Spöttereyen preis geben. Rudolph erzählte ihm mit kurzen Worten die Geschichte seiner Wanderschaft, wo er sich herum getrieben, was er in diesen Tagen erlebt. Franz hörte kaum darauf hin, weil er mit seinem Verluste zu innig beschäftigt war.«

»Du hast ja hier einen Verwandten gefunden,« sagte Sternbald endlich, »aber mich dünkt, du freust dich darüber nicht sonderlich.«

»Meine Familie,« sagte jener, »ist ziemlich ausgebreitet, ich bin noch niemahls lange an einem Orte geblieben, ohne einen Vetter oder eine Muhme anzutreffen. Darum ist mir dergleichen nichts Ungewöhnliches. Dieser da ist ein guter langweiliger Mann, mit dem ich nun schon alles gesprochen habe, was er zu sagen weiß. Ihr führt aber übrigens hier ein recht langweiliges Leben, und du, mein lieber Sternbald, wirst darüber ganz traurig und verdrüßlich, so wie es sich auch ziemt. Ich habe also dafür

gesorgt, daß wir einige Beschäftigung haben, womit wir uns die Zeit vertreiben können.«

Er hatte alle Diener des Schlosses auf seine Seite gebracht und beredet, auch einige Andere, besonders Mädchen aus der Nachbarschaft eingeladen, um am folgenden Tage ein lustiges Fest im Walde zu begehen. Franz entschuldigte sich, daß er ihm nicht Gesellschaft leisten könne, aber Florestan hörte nicht darauf. »Ich werde nie wieder vergnügt seyn,« sagte Franz, als er sich allein sah, »meine Jugend ist vorüber, ich kann auch nicht mehr arbeiten, wenn ich in der Zukunft vielleicht auch geschäftig bin.

Der folgende Tag erschien. Florestan hatte alles angeordnet. Man versammelte sich Nachmittags im Walde, die Gräfinn hatte allen die Erlaubniß ertheilt; der kühlste, schattigste Platz wurde ausgesucht, wo die dicksten Eichen standen, wo der Rasen am grünsten war. Rudolph empfing jeden Ankömmling mit einem fröhlichen Schalmeyliede, die Mädchen waren zierlich geputzt, die Jäger und Diener mit Bändern und Zierathen geschmückt. Nun kamen auch die Spielleute, die lustig aufspielten, wobey Wein und verschiedene Kuchen in die Runde gingen, Die Hitze des Tages konnte an diesen Ort nicht dringen, die Bäche und fernen Gewässer spielten wie eine liebliche Waldorgel dazu, alle Gemüther waren fröhlich.

Im grünen Grase gelagert, wurden Lieder ge-

sungen, die alle Fröhlichkeit athmeten; da war von Liebe und Kuß die Rede, da wurde des schönen Busens erwähnt, und die Mädchen lachten fröhlich dazu. Franz wehrte sich Anfangs gegen die Freude, die Alle beseelte, er suchte seine Traurigkeit, aber der helle, liebliche Strom ergriff auch ihn mit seinen krystallenen, plätschernden Wellen, er genoß die Gegenwart und vergaß, was er verloren hatte. Er saß neben einem blonden Mädchen, mit der er bald ein freundliches Gespräch begonn, und den runden, frischen Mund, die lieblichen Augen, den hebenden Busen ununterbrochen betrachtete.

Als es noch kühler ward, ordnete man auf dem runden Rasenplatze einen lustigen Tanz an. Rudolph hatte sich auf seine Art phantastisch geschmückt, und glich einer schönen idealischen Figur auf einem Gemählde. Er war der Ausgelassenste, aber in ihm spiegelte sich die Fröhlichkeit am lieblichsten. Franz tanzte mit seiner blonden Emma, die manchen Händedruck erwiederte, wenn sie den Reigen herunter ihm entgegen kam.

Da aber der Platz für den Tanz fast ein wenig zu eng war, so sonderten sich einige ab, um auszuruhen; unter diesen waren Florestan, Sternbald und die Blonde. Abseits befestigten Franz und Rudolph ein Seil zwischen zwey dicken, nahe stehenden Eichen, ein Bret war bald gefunden, und die Schaukel fertig. Emma setzte sich furchtsam hinein,

und flog nun nach dem Tacte und Schwunge der Musik im Waldschatten auf und ab. Es war lieblich, wie sie bald hinauf in den Wipfel schwankte, bald wieder wie eine Göttinn herab kam, und mit leichter Bewegung einen schönen Cirkel beschrieb. Franz fand sie immer schöner; der Busen war verrätherisch halb bloß, die Bewegung der Schaukel entblößte eine zierliche Wade und ein schönes rundes Knie, wenn der Schwung sie etwas höher trieb, entdeckte das lüsterne Auge den runden, weißen Schenkel, sie aber saß ängstlich unbefangen oben, und dachte nicht daran, vorsichtiger zu seyn, weil sie zu vorsichtig war, und nur den Fall befürchtete.

»Nun, mein Freund,« rief Rudolph öfter, bist du nun nicht vergnügt? Laß alle Grillen schwinden! Franz sah nur die reitzende Gestalt, die sich in der Luft bewegte.

Als man des Tanzes überdrüßig war, setzte man sich wieder nieder, und ergetzte sich an Liedern und aufgegebenen Räthseln. Jetzt ertrug Sternbald den Muthwillen der Poesie, die in alten Reimen die Reitze der Liebsten lobpries; er stimmte mit ein, und verließ die blonde Emma niemahls, wenigstens mit den Augen.

Der Abend brach ein, in gespaltenen Schimmern floß das Abendroth durch den Wald, die lieblichste, stillste Luft umgab die Natur, und bewegte auch nicht die Blätter am Baume. Rudolph, dessen Phan-

tasie immer geschäftig war, ließ nun eine lange Tafel bereiten, auf die eben so viele Blumen als Speisen gesetzt wurden, dazwischen die Lichter, die kein Wind verlöschte, sondern die ruhig fort brannten, und einen zauberischen, berauschenden Anblick gewährten. Man aß unter schallender Musik, dann wurden die Tische aus einander geschoben, und umher zwischen den Bäumen vertheilt, die Wachskerzen brannten auch hier. Nun kam ein muthwilliges Pfänderspiel in den Gang, bey dem Sternbald manchen herzlichen Kuß von seiner Blonden empfing, wobey ihm jedes Mahl das Blut in die Wangen stieg.

Jetzt war es Nacht, man mußte sich trennen. Die Leute aus dem Dorfe der kleinen Stadt gingen zurück, Rudolph und Sternbald begleiteten den Zug, Laternen gingen voran, dann folgten die Spielleute, die fast beständig ihre Musik erschallen ließen, und dadurch den Zug im Tacte erhielten; Franz führte seine Emma, er schlang seinen Arm um ihren Leib, seine Hand fiel auf ihre schöne Brust, er wagte es von der Dunkelheit, von der Musik berauscht, das Gewand zurück zu schieben, sie widersetzte sich nur schwach. Er drückte die schöne volle Brust mit zitternden Fingern, die ihm muthwillig entgegen quoll. — Jetzt standen sie vor dem Dorfe, er nahm mit einem herzlichen Kusse Abschied; Emma war stumm, er konnte kein Wort hervor bringen.

Schweigend ging er mit Rudolph durch den Wald zurück: als sie heraus traten, glänzte ihnen über die Ebene herüber der aufgehende Mond entgegen; das Schloß brannte in sanften geldenen Flammen.

Sechstes Capitel.

Das Bildniß der Grafinn und des fremden Ritters war beendigt, sie war sehr zufrieden, und belohnte den Mahler reichlicher, als es beyde Freunde erwartet hatten. Franz und Emma sahen sich oft, und Franzens Wünsche und Bitten wurden immer ungestümer und ungeduldiger; er dachte auch dieser Bekanntschaft wegen ungern an die Abreise, an die ihn Rudolph oft erinnerte, um ihn zu ängstigen.

Franz erstaunte oft in einsamen Stunden über sich selber, über die Ungenügsamkeit, die ihn peinigte. Er betrachtete dann mit wehmüthiger Ungeduld das Bild seiner ehemahligen Geliebten, er wollte sie seiner Phantasie in aller vorigen Klarheit zurück zaubern, aber sein Geist und seine Sinne waren wie mit ehernen Banden in der Gegenwart fest gehalten.

»Bravo!« sagte an einem Morgen Rudolph zu seinem Freunde, »du gefällst mir, denn ich sehe,

du lernst von mir. Du ahmst mir nach, daß du auch eine Liebschaft hast, die deine Lebensgeister in Thätigkeit erhält, glaube mir, man kann im Leben durchaus nicht anders zurecht kommen. So aber verschönert sich uns jede Gegend, der Nahme der Dörfer und Städte wird uns theuer und bedeutend, unsere Einbildung wird mit lieblichen Bildern angefüllt, so, daß wir uns allenthalben wie in einer ersehnten Heimath fühlen.«

»Aber wohin führt uns dieser Leichtsinn?« fragte Franz.

»Wohin?« rief Rudolph aus, »o mein Freund, verbittre dir nicht mit dergleichen Fragen deinen schönsten Lebensgenuß; denn wohin führt dich das Leben endlich?«

»Aber die Sinnlichkeit,« sagte Franz, »hörst du nicht jeden rechtlichen Menschen schlecht davon sprechen?«

»O, über die rechtlichen Menschen!« sagte Florestan lachend, »sie wissen selbst nicht, was sie wollen. Der Himmel gibt sich die Mühe, uns die Sinnen anzuschaffen, nun, so wollen wir uns deren auch nicht schämen, nach unserm löblichen Tode wollen wir uns dann mit des Himmels Beystand zur Freude besser gebehrden.«

»Was war das für ein Mädchen,« fragte Franz, »das du in der Gegend von Antwerpen besuchtest?«

»O, das ist eine Geschichte,« antwortete jener, »die ich dir schon lange einmahl habe erzählen wollen. Ich war vor einem Jahre auf der Reise, und ritt über's Feld, um schneller fort zu kommen. Ich war müde, mein Pferd fing an zu hinken, die Meile kam uns unendlich lang vor. Ich sang ein Liedchen, ich besann mich auf hundert Schwänke, die mich in vielen andern Stunden erquickt hätten, aber alles war vergebens. Indem ich mich noch abquäle, sehe ich eine hübsche niederländische Bäuerinn am Wege sitzen, die sich die Augen abtrocknet. Ich fragte, was ihr fehlt, und sie erzählt mir mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit, daß sie schon so weit gegangen sey, sich nun zu müde fühle, noch zu ihren Aeltern nach Hause zu kommen, und darum weine sie, wie billig. Die Dämmerung war indeß schon eingebrochen, mein Entschluß war bald gefaßt: ohne weiter um Rath zu fragen, both ich ihr das müde Pferd an, um bequemer fort zu kommen. Sie ließ sich eine Weile zureden; dann stieg sie hinauf, und setzte sich vor mich; ich hielt sie mit den Armen fest. Nun fing ich an, die Meile noch länger zu wünschen, der niedlichste Fuß schwebte vor mir, von der Bewegung entblößt, die frische, rothe Wange dicht an der meinigen, die freundlichen Augen mir nahe gegenüber. So zogen wir über das Feld, indem sie mir ihre Herkunft und Erziehung erzählte;

wir wurden bald vertrauter, und sie sträubte sich gegen meine Küsse nicht mehr.«

»Nun wurde es Nacht, und die Bangigkeit, die sie erfüllte, erlaubte mir dreister zu seyn. Endlich kamen wir in die Nähe ihrer Behausung, sie stieg behende herunter, wir hatten schon unsre Abrede genommen. Sie eilte voraus, ich blieb eine Weile zurück, dann zwang ich mein Pferd, in einer Art von Gallopp mit mir vor das Haus zu sprengen. Es war ein altes, weitläuftiges Gebäude, das abseits vom übrigen Dorfe lag; das Mädchen kam mir entgegen, ich trat als ein verirrter Fremdling ein, und bath demüthig um ein Nachtlager. Die Aeltern bewilligten es mir gern, die Kleine spielte ihre Aufgabe gut durch, sie zeigte mir verstohlen, daß sie neben der Kammer schlafen würde, die man mir einräumte; sie wollte die Thüre offen lassen. Das Abendessen, die umständlichen Gespräche wurden mir sehr lang, endlich ging Alles schlafen, meine Freundinn aber hatte in der Wirthschaft noch allerhand zu besorgen. Ich betrachtete indessen meine Kammer, sie führte auf der einen Seite nach dem Schlafzimmer des Mädchens, auf der andern in einen langen Gang, dessen äußerste Thür geöffnet war. Freundlich schien durch diese die runde Scheibe des Mondes, das schöne Licht lockt mich hinaus, ein Garten empfängt mich. Ich durchwan-

»Er stellte sich vor Sternbald hin, und sang ihm einen von jenen altfränkischen Gesängen:

Wann ich durch die Gassen schwärme,
Suche dort und suche hier,
Bey der sanften Frühlingswärme,
Steht die Liebste vor der Thür.
Wen erwart'st du auf dem Platz?—
Ach! ich suche meinen Schatz.

Komm', ich will dein Schatz dir werden,
Findest keinen Treuern nicht. —
Nein, er ist der Schönst' auf Erden,
Meiner Augen liebstes Licht. —
Nimm mich an zu dieser Frist,
Allzutreu nicht löblich ist. —

Willst du wohl das Küssen lassen?
Nein, bin ja nicht dein Kind,
Geh', ich fange an zu hassen,
Keiner so bey mir gewinnt.
Wider Willen küßt mein Mund,
Macht mit Frevlern keinen Bund.

Aber schön sind deine Küsse,
Deine Lippen kirschenroth,
Ihr Berühren honigsüße,
Hier vergeß' ich meine Noth.
Mädchen, ach, wie klopft dein Herz!
Ist es Freude, ist es Schmerz? — —

Laß das Herz, es ist im Schelten
Ueber deine freche Hand,
Nein, bey mir darf das nicht gelten,
Aufzulösen jedes Band.
Erst suchst du das Herz mit List,
Nun dein Mund den Busen küßt.

O, je freyer von Gewändern
Du nur um so schöner prangst,
Häßlich putzte sich mit Bändern,
Du gewandlos Ruhm erlangst,
Dich verdunkelt nur dein Kleid,
Ueberschattet dich mit Neid.

Herrlich ist es, wenn die Hülle
Sich von jedem Gliede neigt,
Und des zarten Busens Fülle
Unserm Blick entgegen steigt,
Wenn das Knie sich uns entblößt,
Gürtel von den Hüften löst.

»Du marterst mich nur,« sagte Sternbald, als Rudolph geendigt hatte, »sprich wie du willst, ich werde niemahls deiner Meinung seyn. Man kann sich in einem leichtsinnigen Augenblicke vergessen, aber wenn man freywillig den Sinnen den Sieg über sich selbst einräumt, so erniedrigt man sich dadurch unter sich selbst.«

»Du willst ein Mahler seyn, und sprichst so?« rief Rudolph aus, »o laß ja die Kunst fahren, wenn dir deine Sinnen nicht lieber sind, denn durch diese allein vermagst du die Rührungen hervor zu bringen. Was wollt ihr mit allen euren Farben darstellen und ausrichten, als die Sinnen auf die schönste Weise ergetzen? Durch nichts kann der Künstler unsere Phantasie so gefangen nehmen, als durch den Reitz der vollendeten Schönheit, das ist es, was wir in allen Formen entdecken wollen, wornach unser gieriges Auge allenthalben sucht. Wenn wir sie finden, so sind es auch nicht die Sinne allein, die in Bewegung sind, sondern alle unsere Entzückungen erschüttern uns auf einmahl auf die lieblichste Weise. Der freye unverhüllte Körper ist der höchste Triumph der Kunst; denn was sollen mir jene beschleyerten Gestalten? Warum treten sie nicht aus ihren Gewändern heraus, die sie ängstigen, und sind sie selbst? Gewand ist höchstens nur Zugabe, Nebenschönheit. Das griechische Alterthum verkündigt sich in seinen nackten Figuren am göttlichsten und menschlichsten. Die Decenz unsers gemeinen prosaischen Lebens ist in der Kunst unerlaubt, dort in den heitern, reinen Regionen ist sie ungeziemlich, sie ist unter uns selbst das Document unsrer Gemeinheit und Unsittlichkeit. Der Künstler darf seine Bekanntschaft mit ihr nicht verrathen, oder er gibt zu erkennen, daß ihm die Kunst nicht das Liebste und Beste ist,

er, er gesteht, daß er sich nicht ganz aussprechen darf, und doch ist sein verschlossenes Innerstes gerade das, was wir von ihm begehren.«

In einigen Tagen war ihre Abreise beschlossen; die Gräfinn hatte den versprochenen Brief an die italienische Familie geschrieben, den Sternbald mit großer Gleichgültigkeit in seine Brieftasche legte; er zeigte ihn auch seinem Freunde nicht, sondern war sogar ungewiß, ob er ihn abgeben solle.

Es war einer der heißesten Tage gewesen, als Sternbald gegen Abend das Gehölz besuchte, um sich seinen Gedanken zu überlassen. Im Walde erreichte der durchfließende Bach an der schönsten Stelle eine ziemliche Breite und Tiefe, der Ort war abgelegen, dichtes Gebüsch wuchs umher, und machte hier die Kühlung noch schöner. Franz entkleidete sich, und warf sich in die kühlen Wellen des kleinen Flusses. Sein Gemüth war heiterer, als er sich rings vom frischen Elemente umgeben spürte, die Gebüsche rauschten um ihn, sein Auge verlor sich in die schöne Dunkelheit des dichten Waldes, und ihm fielen allerhand Gemählde ein, auf denen er ähnliche Darstellungen angetroffen hatte.

Indem er so nach dem Walde hinein schaute, sah er Emma aus der Dunkelheit hervor kommen. Erst traute er seinen eigenen Augen nicht, aber sie war es wirklich. Er verbarg sich in das dichte Gebüsch; sie kam näher, und schien von der Hitze des

Tages und des Weges ermattet, sie sank auf den Rasen hin, der mit frischem Grün den Bach umkränzte, dann löste sie die Schuhe ab, und erprobte mit dem nackten Fuße und Beine die Kälte des Wassers. Sternbald fand sie schöner als je, er wandte seine Augen in keinem Momente von ihr; sie sah schüchtern und vorsichtig umher, dann machte sie den Busen frey, und löste die schönen goldgelben Haare auf. Jetzt war sie nur noch mit einem dünnen Gewande bekleidet, das die schönen vollen Formen ihres Körpers verrieth, im Augenblicke stand sie nackt, verschämt und erröthend da, und stieg so in das Bad. Franz konnte sich in seiner Verborgenheit nicht länger zurück halten, er stürzte hervor, sie erschrak, der grüne Rasen, die dichten Gebüsche waren Zeugen ihrer Versöhnung und ihres Glücks. —

Als sie das Schloß verlassen hatten, als beyde Freunde sich auf der weiten Heerstraße befanden, gestand Franz seinem Vertrauten diesen Vorfall, er erzählte ihm, wie Emma bey ihrem Abschiede geweint, wie sie gewünscht, ihn wieder zu sehen. Rudolph blieb bey dieser Erzählung nachdenklich, er war weniger fröhlich und leichtsinnig, als man ihn sonst sah, er schien Erinnerungen zu bekämpfen, die ihn beynahe schwermüthig machten.

»Kein Mensch, rief er endlich aus, kann seine frohe Laune verbürgen, es kommen Augenblicke und Empfindungen, die ihm wie in einen Kerker ver-

schließen, und ihn nicht wieder frey geben wollen. Ich denke eben daran, wie ohne Noth und ohne Zweck ich mich hier herum treibe, und indessen das vernachlässige, was doch das einzige Glück in der Welt ist. Wahrlich, ich könnte in manchen Augenblicken so schwermüthig seyn, daß ich weinte, oder tiefsinnige Elegien nieder schriebe, daß ich auf meinen Instrumenten Töne hervor suchte, die in Steine und Felsen Mitleiden hinein zwängen. O, mein Freund, wir wollen uns nicht mit unnützem Gram den gegenwärtigen Augenblick verkümmern, diese Gegenwart, in der wir jetzt sind, kömmt nicht zum zweyten Mahle wieder, mag doch ein jeder Tag für das Seine sorgen.«

Auf, mein Freund, durch die Welt,
Ueber Feld
Berg und Thal
Blum' und Blümlein ohne Zahl.

Heute hier, morgen dort,
Jeder Ort
Freuden hegt,
Wenn nur froh dein Herze schlägt.

»Darum, mein Freund, entschlage dich aller deiner trübseligen Gedanken, keine schlechtere Frucht hat die menschliche Seele in ihrer Verderbtheit her-

vor gebracht, als die Reue; man sey frisch und froh ein andrer Mensch, wenn es seyn muß, nur quäle man sich nicht mit vergeblichen Wünschen, daß man die Vergangenheit zurück ruft, und darüber sein Herz mit einer fürchterlichen Leere anfüllt; oder man begehe unbekümmert dieselbe Thorheit wieder, wenn es die Umstände so mit sich bringen.«

Es wurde Abend, ein schöner Himmel erglänzte mit seinen wunderbaren, bunt gefärbten Wolkenbildern über ihnen. »Sieh',« fuhr Rudolph fort, »wenn Ihr Mahler mir dergleichen darstellen könntet, so wollte ich Euch oft Eure beweglichen Historien, Eure leidenschaftlichen und verwirrten Darstellungen mit allen unzähligen Figuren erlassen. Meine Seele sollte sich an diesen grellen Farben ohne Zusammenhang, an diesen mit Gold ausgelegten Luftbildern ergetzen und genügen, ich würde da Handlung, Leidenschaft, Composition, und alles gern vermissen, wenn Ihr mir, wie die gütige Natur heute thut so mit rosenrothem Schlüssel die Heimath aufschließen könntet, wo die Ahndungen der Kindheit wohnen, das glänzende Land, wo in dem grünen, azurnen Meere die goldensten Träume schwimmen, wo Lichtgestalten zwischen feurigen Blumen gehen, und uns die Hände reichen, die wir an unser Herz drücken möchten. O, mein Freund, wenn Ihr doch diese wunderliche Musik, die der Himmel heute dichtet, in Eure Mahlerey hinein locken könntet! Aber

Euch fehlen Farben, und Bedeutung im gewöhnlichen Sinne ist leider eine Bedingung Eurer Kunst.«

»Ich verstehe, wie du es meinst,« sagte Sternbald, »und die freundlichen Himmelslichter entwanken und entfliehen, indem wir sprechen. Wenn du auf der Harfe musicirst, und mit den Fingern die Töne suchst, die mit deinen Phantasien verbrüdert sind, so, daß beyde sich gegenseitig erkennen, und nun Töne und Phantasie in der Umarmung gleichsam entzückt immer höher, immer mehr himmelwärts jauchzen, so hast du mir schon oft gesagt, daß die Musik die erste, die unmittelbarste, die kühnste von allen Künsten sey, daß sie einzig das Herz habe, das auszusprechen, was man ihr anvertraut, da die übrigen ihren Auftrag immer nur halb ausrichten, und das beste verschweigen: ich habe dir so oft Recht geben müssen, aber, mein Freund, ich glaube darum doch, daß sich Musik, Poesie und Mahlerey oft die Hand biethen, ja daß sie oft ein und dasselbe auf ihren Wegen ausrichten können. Freylich ist es nicht nöthig, daß immer nur Handlung, Begebenheit mein Gemüth entzücke, ja es scheint mir sogar schwer zu bestimmen, ob in diesem Gebiethe unsre Kunst ihre schönsten Lorbeer antreffe; allein, erinnere dich nur selbst der schönen, stillen, heiligen Familien, die wir angetroffen haben; liegt nicht in einigen unendlich viele Musik, wie du es nennen willst. Ist in ihnen die Religion, das Heil der Welt, die Anbe-

thung des Höchsten nicht wie in einem Kindergespräch offenbart und ausgedrückt? Ich habe bey den Figuren nicht bloß an die Figuren gedacht, die Gruppirung war mir nur Nebensache, ja auch der Ausdruck der Mienen, in so fern ich ihn auf die gegenwärtige Geschichte, auf den wirklichen Zusammenhang bezog. Der Mahler hat hier Gelegenheit, die Einbildung in sich selbst zu erregen, ohne sie durch Geschichte, durch Beziehung vorzubereiten. — Die Gemählde von Landschaften scheinen mir aber besonders dazu Veranlassung zu geben.«

»Bist du denn auch der Meinung,« fragte Rudolph, daß jede Landschaft mit Figuren ausstaffirt seyn muß, damit dadurch Leben und Interesse in das Bild hinein komme?«

»So viel ich darüber habe einsehen können,« antwortete Franz, »scheint es mir unnöthig. Eine gute Landschaft kann etwas Wunderbares ausdrücken, so daß die Einsamkeit gerade eine vortreffliche Wirkung thut; auch können so mancherley Empfindungen erregt werden, daß sich eine Vorschrift darüber wohl schwerlich in so allgemeine Worte fassen läßt. Es können nur selten die Figuren seyn, welche die Theilnahme erregen, die es beleben, wer sie bloß dazu braucht, scheint mir von seiner Kunst wenig begriffen zu haben, aber sie können vielleicht jenes Spiel der Ideen, jene Musik mit erregen helfen, die alle Kunstwerke zu geheimnißvollen Wunderwer-

ken macht. Aber denke dir eine Waldgegend, die sich im Hintergrunde öffnet, und die Durchsicht in eine Wiese läßt, die Sonne steigt herauf, und ganz in der Ferne wirst du ein kleines, ländliches Haus gewahr, mit rothem freundlichen Dache, das gegen das Grün der Büsche und der Wiese lebhaft absticht, so erregt schon diese Einsamkeit ohne alle lebendige Gestalten eine wehmüthige, unbegreifliche Empfindung in dir.«

»Am meisten ist mir das, was ich so oft von der Mahlerey wünsche, bey allegorischen Gemählden einleuchtend,« sagte Rudolph.

»Gut, daß du mich daran erinnerst!« rief Franz aus, »hier ist recht der Ort, wo der Mahler seine große Imagination, seinen Sinn für die Magie der Kunst offenbaren kann; hier kann er gleichsam über die Gränzen seiner Kunst hinaus schreiten, und mit dem Dichter wetteifern. Die Begebenheit, die Figuren sind ihm nur Nebensache, und doch machen sie das Bild, es ist Ruhe und Lebendigkeit, Fülle und Leere, und die Kühnheit der Gedanken, der Zusammensetzung findet erst hier ihren rechten Platz. Ich habe es ungern gehört, daß man diesen Gedichten so oft den Mangel an Zierlichkeit vorrückt, daß man hier thätige Bewegung und schnellen Reitz einer Handlung fordert, wenn sie statt eines einzelnen Menschen die Menschheit ausdrücken, statt eines Vorfalls eine erhabene Ruhe. Gerade diese anscheinen-

nende Kälte, die Unbiegsamkeit im Stoffe ist das, was mir so oft einen wehmüthigen Schauder bey der Betrachtung erregte: daß hier allgemeine Begriffe in sinnlichen Gestalten mit so ernster Bedeutung aufgestellt sind, Kind und Greis in ihren Empfindungen vereinigt, daß das Ganze unzusammenhängend erscheint, wie das menschliche Leben, und doch eins um des andern nothwendig ist, wie man auch im Leben nichts aus seiner Verkettung reißen darf, alles dieß ist mir immer ungemein erhaben erschienen.

»Ich erinnere mich, antwortete Rudolph, »eines alten Bildes in Pisa, das schon über hundert Jahre alt wurde, und das dir auch vielleicht gefallen wird; wenn ich nicht irre, ist es von Andrea Orgagna gemahlt. Dieser Künstler hat den Dante mit besonderer Vorliebe studiert, und in seiner Kunst auch etwas ähnliches dichten wollen. Auf seinem großen Bilde ist in der That das ganze menschliche Leben auf eine recht wehmüthige Art abgebildet. Ein Feld prangt mit schönen Blumen von frischen und glänzenden Farben, geschmückte Herren und Damen gehen umher, und ergetzen sich an der Pracht. Tanzende Mädchen ziehen mit ihrer muntern Bewegung den Blick auf sich, in den Bäumen, die von Orangen glühen, erblickt man Liebesgötter, die schalkhaft mit ihren Geschossen herunter zielen, über den Mädchen schweben andere Amorinen, die nach den geschmückten Spaziergängern zur Vergeltung zielen. Spielleute

blasen auf Instrumenten zum Tanz, eine bedeckte Tafel steht in der Ferne. — Gegenüber sieht man steile Felsen, auf denen Einsiedler Buße thun, und in andächtiger Stellung bethen, einige lesen, einer melkt eine Ziege. Hier ist die Dürftigkeit des armuthseligen Lebens dem üppigen, glückseligen recht herzhaft gegenüber gestellt. — Unten sieht man drey Könige, die mit ihren Gemahlinnen auf die Jagd reiten, denen ein heiliger Mann eröffnete Gräber zeigt, in denen man von Königen verwes'te Leichname sieht. — Durch die Luft fliegt der Tod, mit schwarzem Gewand, die Sense in der Hand, unter ihm Leichen aus allen Ständen, auf die er hindeutet. — Dieses Bild mit seinen treuherzigen Reimen, die vielen Personen aus dem Munde gehen, hat immer in mir das Bild des großen menschlichen Lebens hervor gebracht, in welchem einer vom andern weiß, und sich alle blind und taub durch einander bewegen.

Unter diesen Gesprächen waren sie an eine dichte Stelle im Walde gekommen, abseits an eine Eiche gelehnt lag ein Rittersmann, mit dem sich ein Pilgrim beschäftigte, und ihm eine Wunde zu verbinden suchte. Die beyden Wanderer eilten sogleich hinzu, sie erkannten den Ritter, Franz zuerst, es war derselbe, den sie vor einiger Zeit als Mönch gesehen hatten, und den Sternbald im Schlosse gemahlt hatte. Der Ritter war in Ohnmacht gesunken, er hatte viel Blut verloren, aber durch die vereinigte Hülfe

kam er bald wieder zu sich. Der Pilgrim dankte den beyden Freunden herzlich, daß sie ihm geholfen, den armen Verwundeten zu pflegen, sie machten in der Eile eine Trage von Zweigen und Blättern, worauf sie ihn legten, und so abwechselnd trugen. Der Ritter erhohlte sich bald, so daß er bath, sie möchten diese Mühe unterlassen; er versuchte es auf die Füße zu kommen, und es gelang ihm, daß er sich mit einiger Beschwerlichkeit und langsam fort bewegen konnte, die übrigen führten und unterstützten ihn, der Ritter erkannte Franz und Rudolph ebenfalls, er gestand, daß er derselbe sey, den sie neulich in einer Verkleidung getroffen. Der Pilgrim erzählte, daß er nach Loretto wallfahrte, um ein Gelübde zu bezahlen, das er in einem Sturm auf der See gethan.

Es wurde dunkel, als sie immer tiefer in den Wald hinein geriethen, und kaum noch den Weg bemerken konnten. Franz und Rudolph riefen laut, um jemand herbey zu locken, der ihnen rathen, der sie aus der Irre führen könne, aber vergebens, sie hörten nichts, als das Echo ihrer eigenen Stimme. Endlich war es, als wenn sie durch die Verworrenheit der Gebüsche ein fernes Glöcklein vernähmen, und sogleich richteten sie nach diesem Schalle ihre Schritte. Der Pilger insonderheit war sehr ermüdet, und wünschte einen Ruheplatz anzutreffen, er gestand es ungern, daß ihn sein übereiltes Gelübde schon

oft gereuet habe, daß er es aber nun schuldig sey zu bezahlen, um Gott nicht zu irren. Er seufzte fast bey jedem Schritte, und der Ritter konnte es nicht unterlassen, so ermüdet er selber war, bisweilen über ihn zu spotten. Franz und Rudolph sangen Lieder, um die Ermüdeten zu trösten und anzufrischen, sehnten sich aber auch herzlich nach einer ruhigen Herberge.

Jetzt sahen sie ein Licht ungewiß durch die Zweige schimmern, und die Hoffnung von allen wurde gestärkt, das Glöcklein ließ sich von Zeit zu Zeit wieder hören, und viel vernehmlicher. Sie glaubten sich in der Nähe eines Dorfes zu befinden, als sie aber noch eine Weile gegangen waren, standen sie vor einer kleinen Hütte, in der ein Licht brannte, das ihnen entgegen glänzte, ein Mann saß darin, und las mit vieler Aufmerksamkeit in einem Buche, ein großer Rosenkranz hing an seiner Seite, über der Hütte war eine Glocke angebracht, die er abwechselnd anzog, und die den Schall verursacht hatte.

Er erstaunte, als er von der Gesellschaft in seinen Betrachtungen gestört wurde, doch nahm er alle sehr freundlich auf. Er bereitete schnell aus Kräutern einen Saft, mit dem er die Wunde des Ritters verband, wonach dieser sogleich Linderung spürte, und zum Schlafe geneigt war. Auch Franz war müde, der Pilgrim war schon in einem Winkel des Hauses

eingeschlafen, nur Rudolph blieb munter, und verzehrte einiges von den Früchten, Brot und Honig, das der Einsidler aufgetragen hatte. Ihr seyd in meiner Einsamkeit willkommen,« sagte dieser zu Florestan, »und es ist mein tägliches Gebeth zu Gott, daß er mir Gelegenheit geben möge, zuweilen einiges Gute zu thun, und so ist sie mir denn heute wider Erwarten gekommen. Sonst bringe ich meine Zeit mit Andacht und Bethen zu, auch lasse ich nach gewissen Gebethen immer mein Glöcklein erschallen, damit die Hirten und Bauern im Walde, oder die Leute im nächsten Dorfe wissen mögen, daß ich munter bin, und für sie den Herrn danke, das einzige, was ich zur Vergeltung für ihre Wohlthaten zu thun im Stande bin.

Rudolph blieb mit dem Einsidler noch lange munter, sie sprachen allerhand, doch ließ sich der Alte nicht zu lange von seinen vorgesetzten Gebethen abwendig machen, sondern wiederhohlte sie während ihrer Erzählung; Franz hörte im Schlummer die beyden mit einander sprechen, dann zuweilen das Glöcklein klingen, den Gesang des Alten, und es dünkte ihm unter seinen Träumen alles höchst wunderbar.

Gegen Morgen schlief Rudolph auch ein, so viele Mühe er sich auch gab, wach zu bleiben, der Alte sang indeß:

Bald kommt des Morgens früher Strahl,
Und funkelt tief in's ferne Thal,
Und macht die Leutlein munter;
Dann regt zur Arbeit Alles sich,
Und preist den Schöpfer festiglich,
Weicht Nacht und Schlaf hinunter,
Weil' nicht
Süß' Licht,
Morgenröthe
Magst die Oede
Hell entzünden,
Gottes Lieb' zu uns verkünden.

Das Morgenroth brach liebreich herauf, und schimmerte erst an den Baumwipfeln, an den hellen Wolken, dann sah man die ersten Strahlen der Sonne durch den Wald leuchten. Die Vögel wurden rege, die Lerchen jubelten aus den Wolken herab, der Morgenwind schüttelte die Zweige. Die Schläfer wurden nach und nach wieder wach; der Ritter fühlte sich gestärkt und munter, der Einsiedel versicherte, daß seine Wunde nichts zu bedeuten habe. Franz und Rudolph machten einen Spaziergang durch den Wald, wo sie eine Anhöhe erstiegen, und sich nieder setzten.

»Sind die Menschen nicht wunderlich?« fing Florestan an, »dieser Pilgrim kreuzt durch die Welt, verläßt sein geliebtes Weib, wie er uns selber erzählt hat, um Gott zu Gefallen die Capelle zu Loretto zu

besuchen. Der Einsiedel hat mir in der Nacht seine ganze Geschichte erzählt: er hat die Welt auf immer verlassen, weil er unglücklich geliebt hat, das Mädchen, das ihn entzückte, hat sich einem Andern ergeben, und darum will er nun sein Leben in der Einsamkeit beschließen, mit seinem Rosenkranze, Buche und Glocke beschäftigt.

Franz dachte an das Bildniß, an den Tod seiner Geliebten, und sagte seufzend: O, laß ihn, denn ihm ist wohl, tadle nicht zu strenge die Glückseligkeit andrer Menschen, weil sie nicht die Deinige ist. Wenn er wirklich geliebt hat, was kann er nun noch in der Welt wollen? In seiner Geliebten ist ihm die ganze Welt abgestorben, nun ist sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Andenken an sie, ein immerwährendes Opfer, das er der Schönsten bringt. Ja, seine Andacht vermischt sich mit seiner Liebe, seine Liebe ist seine Religion, und sein Herz bleibt rein und geläutert. Sie strahlt ihm wie Morgensonne in sein Gedächtniß, — kein gewöhnliches Leben hat ihr Bild entweiht, und so ist sie ihm Madonna, Gefährtinn und Lehrerinn im Gebethe. O mein Freund, in manchen Stunden möchte ich mich so, wie er, der Einsamkeit ergeben, und von Vergangenheit und Zukunft Abschied nehmen. Wie wohl würde mir das Rauschen des Waldes thun, die Wiederkehr der gleichförmigen Tage, der ununterbrochene leise Fluß der Zeit, der mich so unvermerkt in's Al-

ter hinein trüge, jedes Rauschen ein andächtiger Gedanke, ein Lobgesang. Müssen wir uns denn nicht doch einst von allem irdischen Glücke trennen? Was ist dann Reichthum und Liebe und Kunst? Die edelsten Geister haben müssen Abschied nehmen, warum sollen es die schwächern nicht schon früher thun, um sich einzulernen?«

Florestan verwunderte sich über seinen Freund, doch bezwang er dießmahl seinen Muthwillen, und antwortete mit keinem Scherze, weil Franz zu ernstlich gesprochen hatte. Er vermuthete im Herzen Sternbalds einen geheimen Kummer, er gab ihm daher schweigend die Hand, und Arm in Arm gingen sie herzlich zur Hütte des armen Klausners zurück.

Der Ritter stand angekleidet vor der Thür. Die Röthe war auf seine Wangen zurück gekommen, und sein Gesicht glänzte im Sonnenschein, seine Augen funkelten freundlich, er war ein schöner Mann. Der Pilgrim und der Einsiedler hatten sich zu einer Andachtsübung vereinigt, und saßen in tiefsinnigen Gebethen im kleinen Hause.

Die drey setzten sich im Grase nieder, und Rudolph faßte die Hand des Fremden, und sagte mit lachendem Gesichte: »Herr Ritter, Ihr dürft es mir wahrlich nicht verargen, wenn ich nun meine Neugier nicht mehr bezähmen kann, Ihr seyd überdieß auch ziemlich wieder hergestellt, so, daß Ihr wohl

die Mühe des Erzählens über Euch nehmen könnt. Ich und mein Freund haben Euer Bildniß in dem Schlosse einer schönen Dame angetroffen, sie hat uns vertraut, wie sie mit Euch verbunden ist, Ihr könnt kein Anderer seyn, Ihr dürft also gegen uns nicht weiter rückhalten.«

»Ich will es auch nicht,« sagte der junge Ritter, »schon neulich, als ich Euch sah, faßte ich ein recht herzliches Vertrauen zu Euch und Eurem Freunde Sternbald, daher will ich Euch recht gern erzählen, was ich selber von mir weiß, denn noch nie habe ich mich in solcher Verwirrung befunden. Ich bedinge es mir aber aus, daß Ihr niemand von dem etwas sagt, was ich jetzt erzählen werde; Ihr dürft darum keine seltsame Geheimnisse erwarten, sondern ich bitte Euch bloß darum, weil ich nicht weiß, in welche Verlegenheiten mich etwa künftig Euer Mangel an Verschwiegenheit setzen dürfte.«

»Wißt also, daß ich kein Deutscher bin, sondern ich bin aus einer edlen italienischen Familie entsprossen, mein Nahme ist Roderigo. Meine Aeltern gaben mir eine sehr freye Erziehung, mein Vater, der mich übermäßig liebte, sah mir in allen Wildheiten nach, und als ich daher älter wurde, und er mit seinem guten Rathe nachkommen wollte, war es natürlich, daß ich auf seine Worte gar nicht achtete. Seine Liebe zu mir erlaubte mir aber nicht, zu strengen Mitteln als gelinden Verweisen seine Zuflucht

zu nehmen, und darüber wurde ich mit jedem Tage wilder und ausgelassener. Er konnte es nicht verbergen, daß er über meine unbesonnenen Streiche mehr Vergnügen und Zufriedenheit als Kummer empfand, und das machte mich in meinem seltsamen Lebenslaufe nur desto sicherer. Er war selbst in seiner Jugend ein wilder Bursche gewesen, und dadurch hatte er eine Vorliebe für solche Lebensweise behalten, ja er sah in mir nur seine Jugend glänzend wieder aufleb:n.«

»Was mich aber mehr als alles übrige bestimmte und begeisterte, war ein junger Mensch von meinem Alter, der sich Lodovico nannte, und bald mein vertrautester Freund wurde. Wir waren unzertrennlich, wir streiften in Romanien, Calabrien und Oberitalien umher, denn die Reisesucht, das Verlangen, fremde Gegenden zu sehen, das in uns beyden fast gleich stark war, hatte uns zuerst an einander geknüpft. Ich habe nie wieder einen so wunderbaren Menschen gesehen, als diesen Lodovico, ja ich kann wohl sagen, daß mir ein solcher Charakter auch vorher in der Imagination nicht als möglich vorgekommen war. Immer eben so heiter als unbesonnen, auch in der verdrießlichsten Lage fröhlich und voll Muth; jede Gelegenheit ergriff er, die ihn in Verwirrung bringen konnte, und seine größte Freude bestand darin, mich in Noth oder Gefahr zu verwickeln, und mich nachher stecken zu lassen. Dabey

war er so unbeschreiblich gutmüthig, daß ich niemahls auf ihn zürnen konnte. So vertraut wir mit einander waren, hat er mir doch niemahls entdeckt, wer er eigentlich sey, welcher Familie er angehöre, so oft ich ihn darum fragte, wies er mich mit der Antwort zurück, daß mir dergleichen völlig gleichgültig bleiben müsse, wenn ich sein wirklicher Freund sey. Oft verließ er mich wieder auf einige Wochen, und schwärmte für sich allein umher, dann erzählten wir uns unsere Abenteuer, wenn wir uns wieder fanden.«

»So gibt es doch noch so vernünftige Menschen in der Welt!« rief Rudolph heftig aus, wahrlich, das macht mir ganz neue Lust, in meinem Leben auf meine Art weiter zu leben! O, wie freut es mich, daß ich Euch habe kennen lernen, fahrt um Gottes Willen, in Eurer vortrefflichen Erzählung fort!«

Der Ritter lächelte über diese Unterbrechung, und fuhr mit folgenden Worten fort: »Es war fast kein Stand, keine Verkleidung zu erdenken, in der wir nicht das Land durchstreift hätten, als Bauern, als Bettler, als Künstler, oder wieder als Grafen zogen wir umher, als Spielleute musicirten wir auf Hochzeiten und Jahrmärkten, ja der muthwillige Lodovico verschmähte es nicht, zuweilen als eine artige Zigeunerinn herum zu wandern, und den Leuten, besonders den hübschen Mädchen ihr Glück zu verkündigen. Von den lächerlichen Drangsalen, die

wir oft überstehen mußten, so wie von den verliebten Abenteuern, die uns ergetzten, laßt mich schweigen, denn ich würde Euch in der That ermüden.«

»Gewiß nicht,« sagte Rudolph, »aber macht es, wie es Euch gefällt; denn ich glaube selbst, Ihr würdet über die Mannichfaltigkeit Eurer Erzählungen müde werden.«

»Vielleicht,« sagte der Ritter. »Von meinem Freunde glaubte ich heimlich, daß er seinen Aeltern entlaufen sey, und sich nun auf gut Glück in der Welt herum treibe. Aber dann konnte ich wieder nicht begreifen, daß es ihm fast niemahls an Gelde fehle, mit dem er verschwenderisch und unbeschreiblich großmüthig umging. Fast so oft er mich verließ, kam er mit einer reichen Börse zurück. Unsere größte Aufmerksamkeit war auf die schönen Mädchen aus allen Ständen gerichtet, in kurzer Zeit war unsere Bekanntschaft unter diesen außerordentlich ausgebreitet, wo wir uns aufhielten, wurden wir von den Aeltern ungern gesehen, nicht selten wurden wir verfolgt, oft entgingen wir nur mit genauer Noth der Rache der beleidigten Liebhaber, der Nachstellungen der Mädchen, wenn wir sie einer neuen Schönheit aufopferten. Aber diese Gefährlichkeiten waren eben die Würze unsers Lebens, wir vermieden mit gutem Willen keine.«

»Die Reiselust ergriff meinen Freund oft auf eine so gewaltsame Weise, daß er weder auf die Ver-

nunft, noch selber auf meine Einwürfe hörte, der ich doch gern Thor genug war. Nachdem wir Italien genug zu kennen glaubten, wollte er plötzlich nach Afrika übersetzen. Die See war von den Corsaren so beunruhigt, daß kein Schiff gern überfuhr, aber er lachte, als ich ihn davon erzählte, er zwang mich beynahe sein Begleiter zu seyn, und wir schifften mit glücklichem Winde fort. Er stand auf dem Verdecke und sang verliebte Lieder, alle Matrosen waren ihm gut, jedermann drängte sich zu ihm, die afrikanische Küste lag schon vor uns. Plötzlich entdeckten wir ein Schiff, das auf uns zusegelte, es waren Seeräuber. Nach einem hartnäckigem Gefechte, in welchem mein Freund Wunder der Tapferkeit that, wurden wir erobert und gefangen fort geführt. Lodovico verlor seine Munterkeit nicht, er verspottete meinen Kleinmuth, und die Corsaren betheuerten, daß sie noch nie einen so tollkühnen Wagehals gesehen hätten. Was soll mir das Leben? sagte er dagegen in ihrer Sprache, die wir beyde gelernt hatten, heute ist es da, morgen wieder fort; jedermann sey froh, so hat er seine Pflicht gethan, keiner weiß, was morgen ist, keiner hat das Angesicht der zukünftigen Stunde gesehen. Spotte über die Falten, über das Zürnen, das uns Saturn oft im Vorüberfliegen vorhält, der Alte wird schon wieder gut, er ist wacker, und lächelt endlich über seine eigene Verspottung, er bittet Euch, wie Alte Kindern thun, nach-

her seine Unfreundlichkeit ab. Heute mir, morgen dir; wer Glück liebt, muß auch sein Unglück willkommen heißen. Das ganze Leben ist nicht der Sorge werth.«

»So stand er mit seinen Ketten unter ihnen, und wahrlich! ich vergaß über seinen Heldenmuth mein eignes Elend. — Wir wurden an's Land gesetzt und als Sclaven verkauft; noch als wir getrennt wurden, nickte Lodovico mir ein freundliches Lebewohl zu.«

»Wir arbeiteten in zwey benachbarten Gärten, ich verlor in meiner Dürftigkeit, in dieser Unterjochung allen Muth, aber ich hörte ihn aus der Ferne seine gewöhnlichen Lieder singen, und wenn ich ihn einmahl sah, war er so freundlich und vergnügt, wie immer. Er that gar nicht, als wäre etwas Besonderes vorgefallen. Ich konnte innerlich über seinen Leichtsinn recht von Herzen böse seyn, und wenn ich dann wieder sein lächelndes Gesicht vor mir sah, war aller Zorn verschwunden, alles vergessen.«

»Nach acht Wochen steckte er mir ein Briefchen zu, er hatte andere Christen-Sclaven auf seine Seite gebracht, sie wollten sich eines Fahrzeuges bemächtigen, und darauf entfliehen; er meldete mir, daß er mich mitnehmen wolle, wenn dieser Vorsatz gleich seine Flucht um vieles erschwere, ich solle den Muth nicht verlieren.«

»Ich verließ mich auf sein gutes Glück, daß uns

uns der Vorsatz gelingen werde. Wir kamen in einer Nacht am Ufer der See zusammen, wir bemächtigten uns des kleinen Schiffes, der Wind war uns Anfangs günstig. Wir waren schon tief in's Meer hinein, wir glaubten uns bald der italienischen Küste zu nähern, als sich mit dem Anbruche des Morgens ein Sturm erhob, der immer stärker wurde. Ich rieth an's nächste Land zurück zu fahren, und uns dort zu verbergen, bis sich der Sturm gelegt hätte, aber mein Freund war anderer Meinung, er glaubte, wir könnten dann von unsern Feinden entdeckt werden, er schlug vor, daß wir auf der See bleiben, und uns lieber der Gnade des Sturms überlassen sollten. Seine Ueberredung drang durch, wir zogen alle Segel ein, und suchten uns so viel als möglich zu erhalten, denn wir konnten überzeugt seyn, daß bey diesem Ungewitter uns niemand verfolgen würde. Der Wind drehte sich, Sturm und Donner nahmen zu, das empörte Meer warf uns bald bis in die Wolken, bald verschlang uns der Abgrund. Alle verließ der Muth, ich brach in Klagen aus, in Vorwürfe gegen meinen Freund. Lodovico, der bis dahin unablässig gearbeitet und mit allen Elementen gerungen hatte, wurde nun zum ersten Mahle in seinem Leben zornig, er ergriff mich, und warf mich im Schiffe zu Boden. »Bist du, Elender,« rief er aus, »mein Freund, und unterstehst dich zu klagen, wie die Sclaven dort? Roderigo, sey munter und fröh-

lich, das rath' ich dir, wenn ich dir gewogen bleiben soll, denn wir können in's Teufels Nahmen nicht mehr als sterben!« Und unter diesen Worten setzte er mir mit derben Faustschlägen zu, daß ich bald alle Besinnung verlor, und den Donner, die See und den Sturm nicht mehr vernahm.«

»Als ich wieder zu mir kam, sah ich Land vor mir, der Sturm hatte sich gelegt, ich lag in den Armen meines Freundes. »Vergib mir,« sagte er leutselig, »wir sind gerettet, dort ist Italien, du hättest den Muth nicht verlieren sollen!« — Ich gab ihm die Hand, und nahm mir im Herzen vor, den Menschen künftig zu vermeiden, der meinem Glücke und Leben gleichsam auf alle Weise nachstellte; aber ich hatte meinen Vorsatz schon vergessen, noch ehe wir an's Land gestiegen waren; denn ich sah ein daß er mein eigentliches Glück sey.«

Rudolph, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, konnte sich nun nicht länger halten, er sprang heftig auf, und rief: »Nun, bey allen Heiligen, Euer Freund ist ein wahrer Teufelskerl! Wie lumpig ist alles, was ich erlebt habe, und worauf ich mir wohl manchmahl etwas zu Gute that, gegen diesen Menschen! Ich muß ihn kennen lernen, wahrhaftig, und sollte ich nach dieser Seltenheit bis an's Ende der Welt laufen!«

»Wenn er nur noch lebt,« antwortete Roderigo, denn nun ist es schon länger als ein Jahr, daß ich

ihn nicht gesehen habe. Ich habe Euch diesen Vorfall nur darum weitläuftiger erzählt, um Euch einiger Maßen einen Begriff von seinem Charakter zu geben. Meine Aeltern priesen sich glücklich, als sie mich wieder sahen, aber Lodovico hatte mich bald wieder in neue Abenteuer verwickelt. Ich wollte die Schweiz und Deutschland besuchen, er wollte ohne meine Gesellschaft eine andere Reise unternehmen, es war nichts geringeres, als daß er nach Aegypten gehen wollte, die seltsamen, uralten Pyramiden, das wunderbare rothe Meer, die Sandwüsten mit ihren Sphinxen, der fruchtbare Nil, diese Gegenstände, von denen man schon in der Kindheit so viel hört, waren es, die ihn dorthin riefen. Unser Abschied war überaus zärtlich, er versprach mir, in einem Jahre nach Italien zurück zu kommen; ich nahm auf eben so lange von meinen Aeltern Urlaub, und trat meine Reise nach Deutschland an.«

»Ich fühlte mich ohne meinen Gefährten recht einsam und verlassen, der Muth wollte sich Anfangs gar nicht einstellen, der mich sonst aufrecht gehalten hatte. Die hohen Gebirge der Schweiz und in Tyrol, die fruchtbare Majestät der Natur, alles stimmte mich auf lange Zeit traurig, ich bereute es oft, ihm nicht wider seinen Willen gefolgt zu seyn, und an seinem Wahnsinne Theil zu nehmen. Einige Mahl war ich im Begriffe, zu meiner Familie zurück zu kehren, aber die Sucht, ein fernes Land, fremde

Menschen zu sehen, trieb mich wieder vorwärts, auch die Scham, einer Lebensart untreu zu werden, die bis dahin mein höchstes Glück ausgemacht hatte. Ich will Euch die einzelnen Vorfälle verschweigen, und mich zu der Begebenheit wenden, die Ursache ist, daß Ihr mich hier angetroffen.«

»Nach manchen lustigen Abenteuern, nach langen angenehmen Bekanntschaften langte ich in der Gegend des Schlosses an, wo Ihr gekannt seyd. Ich saß auf einer Anhöhe, und überdachte die Mannigfaltigkeiten meines Lebenslaufes, als eine fröhliche Jagdmusik mich aufmerksam machte. Ein Zug von Jägern kam näher, in ihrer Mitte eine schöne Dame, die einen Falken auf der Hand trug; die Einsamkeit, ihr schimmernder Anzug, alles trug dazu bey, sie ungemein reitzend darzustellen. Meine Sinne waren gefangen genommen, ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden: alle Schönheiten, die ich sonst gesehen hatte, schienen mir gegen diese alltäglich, es war nicht dieser und jener Zug, der mich an ihr entzückte, nicht der Wuchs, nicht die Farbe der Wangen oder der Blick der Augen, sondern auf geheimnißvolle Weise alles dieß zusammen. Es war ein Gefühl in meinem Busen, das ich bis dahin noch nicht empfunden hatte, es durchdrang mich ganz, nur sie allein sah ich in der weiten Welt, jenseits ihres Besitzes lag kein Wunsch mehr in der Welt.«

»Ich suchte ihre Bekanntschaft, ich verschwieg

ihr meinen Nahmen. Ich fand sie meinen Wünschen geneigt, ich war auf dem höchsten Gipfel meiner Seligkeit. Wie arm kam mir mein Leben bis dahin vor, wie entsagte ich allen meinen Schwärmereyen! Der Tag unserer Hochzeit war fest gesetzt.«

»O, meine Freunde, ich kann Euch nicht beschreiben, ich kann sie selber nicht begreifen, die wunderbare Veränderung, die nun mit mir vorging! Ich sah ein bestimmtes Glück vor mir, aber ich war an diesem Glücke fest geschmiedet; wie wenn ich in Meeresstille vor Anker läge, und nun sähe, wie Mast und Segel vom Schiffe herunter geschlagen würden, um mich hier, nur hier ewig fest zu halten.«

»O süße Reiselust! sagte ich zu mir selber, geheimnißreiche Ferne, ich werde nun von euch Abschied nehmen, und eine Heimath dafür besitzen! Lockt mich nicht mehr weit weg, denn alle Eure Töne sind vergeblich, ihr ziehenden Vögel, du Schwalbe mit deinen lieblichen Gesängen, du Lerche mit deinen Reiseliedern! Keine Städte, keine Dörfer werden mir mehr mit ihren glänzenden Fenstern entgegen blicken, und ich werde nun nicht mehr denken: Welche weibliche Gestalt steht dort hinter den Vorhängen, und sieht mir den Berg herauf entgegen? Bey keinem fremden liebreitzenden Gesichte darf mir nun mehr einfallen: Wir werden bekannter mit einander werden, dieser Busen wird vielleicht am meinigen ruhen, diese Lippen werden mit meinen Küssen vertraut seyn.«

»Mein Gemüth ward hin- und zurück gezogen, häusliche Heimath, räthselhafte Fremde, ich stand in der Mitte, und wußte nicht, wohin. Ich wünschte, die Gräfinn möchte mich weniger lieben, ein Anderer möchte mich aus ihrer Gunst verdrängen, dann hätte ich sie zürnend und verzweifelt verlassen, um wieder umher zu streifen, und in den Bergen, in Thalschatten den frischen, lebendigen Geist wieder zu suchen, der mich verlassen. Aber sie hing an mir mit allem Feuer der ersten Liebe, sie zählte die Minuten, die ich nicht bey ihr zugebracht: sie haderte mit meiner Kälte. Noch nie war ich so geliebt, und die Fülle meines Glücks übertäubte mich. Sehnsüchtig sah ich jedem Wandersmann nach, der auf der Landstraße vorüberzog; wie wohl ist dir, sagte ich daß du dein ungewisses Glück noch suchst! ich habe es gefunden!«

»Ich ritt aus, um mich zu sammeln. Ich hielt mir in der Einsamkeit meinen Undank vor. Was willst du in der Welt als Liebe? so redete ich mich selber an; siehe, sie ist dir geworden, sey zufrieden, begnüge dich, du kannst nicht mehr erobern: was du in einsamen Abenden mit aller Sehnsucht des Herzens erwünschtest, wornach du in Wäldern jagtest, was die Bergströme dir entgegen sangen, dieß unnennbare Glück ist dir geworden, ist wirklich dein, die Seele, die du weit umher gesucht, ist dir entgegen gekommen.«

»Wie kam es, daß die Dörfer mit ihren kleinen

Häusern so seltsamlich vor mir lagen? daß mir jede Heimath zu enge und beschränkt dünkte? Das Abendroth schien in die Welt hinein, da ritt ich vor einem niedrigen Bauernhause vorbey, auf dem Hofe stand ein Brunnen, davor war ein Mägdlein, das sich bückte, den schweren gefüllten Eimer herauf zu ziehen. Sie sah zu mir herauf, indem ich still hielt, der Abendschein lag auf ihren Wangen, ein knappes Mieder schloß sich traulich um den schönen vollen Busen, dessen genaue Umrisse sich nicht verbergen ließen. Wer ist sie? sagte ich zu mir, warum hat sie dich betrachtet? Ich grüßte, sie dankte und lächelte. Ich ritt fort, und rettete mich in die Dämmmerung des Waldes hinein; mein Herz klopfte, als wenn ich dem Tode entgegen ginge, als mir die Lichter aus dem Schlosse entgegen glänzten. Sie wartet auf dich, sagte ich zu mir, freundlich hat sie das Abendessen bereitet, sie sorgt, daß du müde bist, sie trocknet dir die Stirn. Nein, ich liebe sie, rief ich aus, wie sie mich liebt.«

»In der Nacht tönte der Lauf der Bergquellen in mein Ohr, die Winde rauschten durch die Bäume, der Mond stieg herauf und ging wieder unter: alles, die ganze Natur in freyer, willkührlicher Bewegung, nur ich war gefesselt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich wieder durch das Dorf ritt, es traf sich, daß das Mädchen wieder am Brunnen stand; ich war meiner nicht mehr mächtig. Ich stieg

vom Pferde, sie war ganz allein, sie antwortete so freundlich auf alle meine Fragen, ich war in meinem Leben zum ersten Mahle mit einem Weibe verlegen, ich machte mir Vorwürfe, ich wußte nicht was ich sprach. Neben der Thüre des Hauses war eine dichte Laube, wir setzten uns nieder; die schönsten blauen Augen sahen mich an, ich konnte den frischen Lippen nicht widerstehen, die zum Kusse einluden, sie war nicht strenge gegen mich, ich vergaß die Stunde. — Nachdenkend ritt ich zurück, ich wußte nun bestimmt, daß ich in dieser Einschränkung, in der Ehe mit der schönen Gräfinn nicht glücklich seyn würde. Ich hatte es sonst oft belacht, daß man mit dem gewechselten Ringe die Freyheit fortschenkte, jetzt erst verstand ich den Sinn dieser Redensart. Ich vermied die Gräfinn, ihre Schönheit lockte mich wieder an, ich verachtete mich, daß ich zu keinem Entschlusse kommen konnte. Der Hochzeitstag war indeß ganz nahe heran gerückt, meine Braut machte alle Anstalten, ich hörte immer schon von den künftigen Einrichtungen sprechen; mein Herz schlug mir bey jedem Worte.«

»Man erzählt, daß man vor dem letzten Unglück des Marcus Antonius wunderbare Töne wie von Instrumenten gehört habe, wodurch sein Schutzgott Herkules von ihm Abschied genommen: so hörte ich in jedem Lerchengesange, in jedem Klange einer Trompete, jeglichen Instruments das Glück, das mir seinen

Abschied wehmüthig zurief. Immer lag mir die grün-dämmernde Laube im Sinne, das blaue Auge, der volle Busen. Ich war entschlossen. Nein, Lodovico, rief ich aus, ich will dir nicht untreu werden, du sollst mich nicht als Sclav wieder finden, nachdem du mich von der ersten Kette los gemacht hast. Soll ich ein Ehemann werden, weil ich liebte? Seltsame Folge!«

»Ich nahm Abschied von ihr, ich versteckte mich in die Kleidung eines Mönchs, so streifte ich umher, und so traf ich auf jenen Bildhauer Bolz, der eben aus Italien zurück kam.«

»Ich glaubte in ihm einige Züge von meinem Freunde anzutreffen, und entdeckte ihm meine seltsame Leidenschaft. Er ward mein Begleiter. Wie genau lernte ich nun Laube, Haus und Garten meiner Geliebten kennen! Wie oft saßen wir da in den Nachtstunden Arm in Arm geschlungen, indem uns der Vollmond in's Gesicht schien! In der Kleidung eines gemeinen Bauers machte ich auch mit den Aeltern Bekanntschaft, und schmeckte nun nach langer Zeit wieder die Süßigkeiten meiner sonstigen Lebensweise.«

»Dann brach ich plötzlich wieder auf; nicht weit von hier wohnt ein schönes Mädchen, das die Aeltern dem Kloster bestimmt haben, sie beweint ihr Schicksal. Ich war bereit, sie in dieser Nacht zu entführen; ich vertraute dem Gefährten meinen Plan, dieser Tückische, der sie anbethet, lockt mich hierher in

den dichten Wald, und versetzt mir heimlich diese Wunde. Darauf verließ er mich schnell. Seht, das ist meine Geschichte.«

»Unaufhörlich schwebt das Bild der Gräfinn nun vor meinen Augen. Soll ich sie lassen? kann ich sie wieder finden? soll ich einem Wesen mein ganzes Leben opfern?«

Franz sagte: »Eure Geschichte ist seltsam, die Liebe heilt Euch vielleicht einmahl, daß Ihr Euch in der Beschränkung durchaus glücklich fühlt, denn noch habt Ihr die Liebe nicht gekannt.«

»Du bist zu voreilig, mein Freund,« sagte Florestan, »Nicht alle Menschen sind wie du, und genau genommen, weißt du auch noch nicht einmahl, wie du beschaffen bist.«

Der Einsiedler kam, um nach der Wunde des Ritters zu sehen, die sich sehr gebessert hatte. Rudolph nahm seine Schreibtafel, und schrieb etwas hinein, Franz ging sinnend im Walde hin und her.«

Nach einer halben Stunde suchte Florestan seinen Freund, und las ihm folgendes Gedicht vor, das Sternbald sehr bewegte.

Das Kind.

Ach! wie schön die Welt!
Ruht der freundliche Glanz auf den grünen Bergen,
Winkt mir der goldne Strahl durch die Bäume,
Durch den dichten Wald.

Welch ein schönes Land mag hinter den Bergen anfangen,
Hör' ich, wie bunte Hähne von dort her krähen,
Hör' ich Hündchen bellen, mich locken,
Aber ich darf nicht folgen.

Ueber Wiesen kommen mir vielleicht mit viel Blumen
Schöne Kinder entgegen,
Goldne Haare hängen über die Stirne,
Herrliches, wunderbares Spielzeug halten sie in den kleinen Händen,
Alles wollen sie mir gern und freundlich geben.
Meine Lippen würden sie küssen,
Gingen dann mit einander
Ueber die bunte, blumenglänzende Wiese.

Ach! und einsam muß ich nun hier steh'n,
Die Kinder, die ich kenne, gefallen mir nicht,
Sie spielen mit mir, und ich muß weinen,
Daß ich die Herrlichkeiten in der Ferne nicht suchen darf.
O, wär ich groß und stark, und dürfte der Vater
Nicht mehr schelten, die Mutter nicht mehr sorgen,
Wie wollt' ich eilen hinein in die Welt, und alles suchen
Was ich mir wünsche.

Der Jüngling.

Rastlos irrt ich hin und her,
Durch die Länder, über's Meer,

Weiter drängte mich der Muth,
Suchte unbekanntes Gut,
Immer weiter lockten die Sterne,
Immer ferner die zauberische Ferne,
Suchte immer in Meer und Land,
Was mir gebrach, was ich doch nicht fand.
Schmachtend kam ich stets zurück,
Nirgend auf weiter Erde mein Glück.
O Thor, und hast es nicht gefunden,
Wonach alle Sehnsucht rang,
Dem dein Herz entgegen drang
In den bittersüßen Stunden?
Zu ihr, zu ihr mein Herz gerissen,
Entgegen ihren Wonneküssen!

Diese Trauer beengte die Brust,
Vergällte jede Lebenslust,
Daß keiner dieß mein Herz verstand,
Jedweder Sinn nur abgewandt;
Das trieb mich her, das trieb mich hin,
Und nirgend war mein Leben mir Gewinn.
Die Schwesterseele mein Geist gefunden,
Und Seele mit Seele fest verbunden,
Das halbe Wort, der Blick, der Ton,
Mir mehr als Rede verständlich schon;
Seh' ich des Auges Holdseligkeit,
Ihr Geist, den süßen Gruß mir beut,
Die Lippe nicht allein, die küßt,
Im Küssen ein Geist im andern ist,
Himmelsothem umweht mich mit Engelsschwingen,
Alle Pulse Wonn' und Entzücken klingen.

Keine Sehnsucht weckt des Waldes Ton,
Blickt mich an der holde Augenstern,
Fliegt mein Geist nach Strömen nicht davon,
Lockt mich keine zauberreiche Fern',
Bleibe in der Heimath gern.

Der Mann.

Irrte der Mensch in der schönsten Zeit des Lebens nicht rastlos
Ueber Klippen und Fels, glücklich wäre der Mensch,
Aber er sucht in Bergen, im Thal das befreundete Wesen,
Jenes bleibt ihm fremd, er nur sich selber getreu.
Könnte Vernunft durch's Leben den raschen Jüngling geleiten,
Daß er das Leben nicht selbst wie ein Verschwender verlör',
Suchend, was niemahls noch vor ihm ein Einz'ger gefunden,
Daß er doch glaubte, was ihn Mutter Erfahrung belehrt,
Lernte zum Nutzen für sich und Andre die Kräfte beherrschen,
Die zur Zerstörung nur leider die Jugend gebraucht. —
Hohen Muth und Geisterkraft empfind' ich im Innern,
Aber noch ist nichts Würdiges durch mich gescheh'n,
Doch, zu Thaten soll mich die schönste Hoffnung begeistern,
Alles, was ich bin, Wohlthat für jeglichen sey,
Heiter seh' ich dann am Abend in's Leben zurücke,

Mich beruhigt es dann, daß ich gewirkt und genützt,
Daß ich gethan, so viel das Geschick mir immer erlaubte,
Und von meinem Platz niemahls den Bessern verdrängt.

Der Greis.

Von der langen Lebensreise müde,
Bin ich an des Todes Thor gekommen,
Sitze da, und schau auf meinen Weg. —
Viele mühevolle Schritte, wie vergeblich,
Aber mich gereut nicht einer.
Unerfüllt dem Jüngling des Kindes-Sehnsucht.
Ward die Hoffnung des Mann's betrogen,
Aber ich traure nicht darob.
Hier im Baumschatten ruhend schau ich
Wohlgemuth nach meinen gepflanzten Blumen,
Die mit süßen Düften mich erquicken;
Denke bey den kleinen Blumen jeder Gegend,
Die ich sonst wohl sah, die mir jetzt fern liegt,
Aber nun lockt mich die Ferne nicht mehr.

Rasche Jünglinge nennen meine Blumensorge
Spiel des Alters, was gewinnen sie mit
Ihrer stürmenden Kraft?
Diese Blumen wachsen, blüh'n und duften,
Alle meine Wünsche sind erfüllt.
In des Lebens harten Felsen stecken sie
Ach! manche Hoffnung und wünschen ihr Gedeih'n,
Wie selten, daß der Same grün empor schießt,
Wie seltner, daß er Blüthen trägt!

Um mich sammeln sich die Kinder,
Und es freut mich, Spielwerk für sie zu schnitzen,
Dann seh ich den ernsten Mann wohl lächeln,
Der den Geschäften sein Leben weiht.
Nennt mein Beginnen kindisch, und weiß nicht,
Daß er mit unzufried'nen Kindern nur zu thun hat,
Denen er das Spielzeug nimmer recht macht.

Thöricht ist es, auf und ab zu treiben,
Der Seele Heimath hier auf Erden suchend,
Sie kann auf dieser Erde nirgend seyn.
Auf meinen Blumen zittert das Abendroth,
Und versinkt dann hinter Bergen.
O, daß ich so in die kühle, grüne Erde sänke,
Dann suchte die freye Seele durch den Luftraum
Die schön're Heimath unter den Gestirnen,
Dann fänd' ich den geliebten Bruder,
Den ich vergeblich mit Schmerzen hier gesucht,
Dann träf' ich die wirkende Kraft und Dauer,
Da ich mich hier in vergeblicher Arbeit abgequält.

Franz Sternbald suchte den Ritter wieder auf, nachdem Florestan ihn verlassen hatte, und sagte: »Ihr seyd vorher gegen meinen Freund so willfährig gewesen, daß Ihr mich dreist gemacht habt, Euch um die Geschichte jenes alten Mannes zu bitten, dessen Ihr an dem Morgen erwähntet, als wir uns hinter Straßburg trafen.«

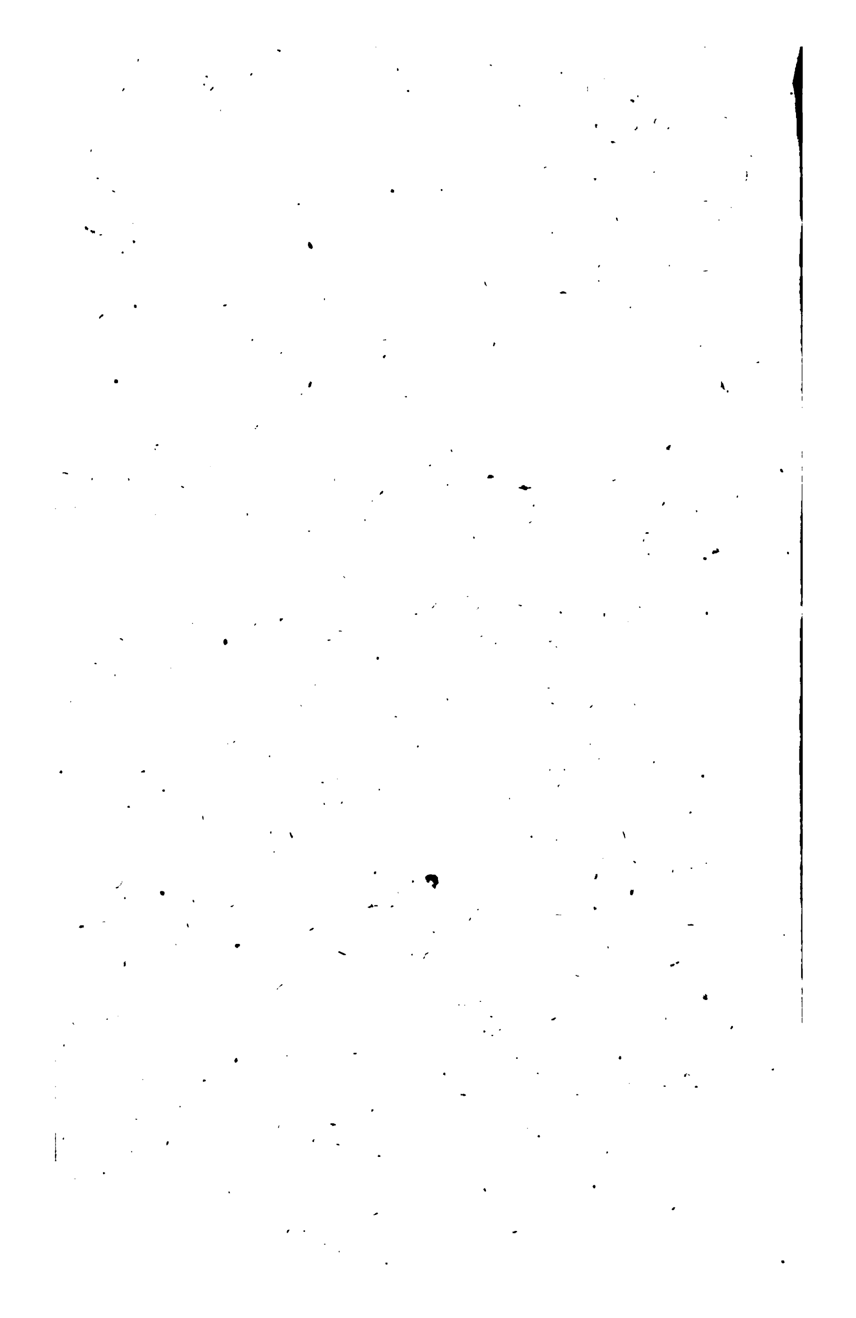
»So viel ich mich erinnern kann,« sagte der Ritter, »will ich Euch erzählen. — Auf einer meiner

einsamen Wanderungen kam ich in ein Gehölz, das mich bald zu zwey einsamen Felsen führte, die sich wie zwey Thore gegenüber standen. Ich bewunderte die seltsame Symmetrie der Natur, als ich auf einen schönen Baumgang aufmerksam wurde, der sich hinter den Felsen eröffnete. Ich ging hindurch, und fand einen weiten Platz, durch den die Allee von Bäumen gezogen war, ein schöner, heller Bach floß auf der Seite, Nachtigallen sangen, und eine schöne Ruhe lud mich ein, mich nieder zu setzen, und auf das Plätschern einer Fontaine zu hören, die aus dichtem Gebüsche heraus plauderte.«

»Ich saß eine Weile, als mich der liebliche Ton einer Harfe aufmerksam machte, und als ich mich umsah, ward ich die Büste Ariost's gewahr, die über einen kleinen Altar erhaben stand, unter dieser spielte ein schöner Jüngling auf dem Instrumente.« —

Hier wurde die Erzählung des Ritters durch einen sonderbaren Vorfall unterbrochen.

Zweytes Buch.



Erstes Capitel.

In der Klause entstand ein Geräusch und Gezänk, gleich darauf sah man den Eremiten und Pilgrim beyde erhitzt heraus treten, aus dem Walde kam ein großer ansehnlicher Mann, auf den Roderigo sogleich hinzu eilte, und ihn in seine Arme schloß. »O mein Lodovico!« rief er aus, »bist du wieder da? Wie kommst du hierher? geht es dir wohl? bist du noch, wie sonst mein Freund?«

Jener konnte vor dem Entzücken Roderigo's immer noch nicht zu Worte kommen, indessen die heiligen Männer in ihrem eifrigen Gezänk fort fuhren. Da Florestan den Nahmen Lodovico nennen hörte, verließ er auch Sternbald, und eilte zu den beyden, indem er aufrief: »Gott sey gedankt, wenn Ihr Lodovico seyd! Ihr seyd uns hier in der Einsamkeit unaussprechlich willkommen!«

Lodovico umarmte seinen Freund, indem Sternbald voller Erstaunen verlassen da stand, dann sagte

er lustig: »Mich freut es, dich zu sehen, aber wir müssen doch dort die streitenden Parteyen aus einander bringen.«

Als sie den fremden Mann auf sich zukommen sahen, der ganz so that, als wenn es seine Sache seyn müßte, ihren Zwist zu schlichten, ließen sie freywillig von einander ab. Sie waren von der edlen Gestalt wie bezaubert, Roderigo war vor Freude trunken, seinen Freund wieder zu besitzen, und Florestan konnte kein Auge von ihm verwenden. »Was haben die beyden heiligen Männer gehabt?« fragte Lodovico.

Der Eremit fing an, seinen Unstern zu erzählen. Der Pilger sey derselbe, der seine Geliebte geheirathet habe, diese Entdeckung habe sich unvermuthet während ihrer Gebethe hervor gethan, er sey darüber erbittert worden, daß er nun noch zum Ueberfluß seinem ärgsten Feinde Herberge geben müßte.

Der Pilgrim verantwortete sich dagegen: daß es seine Schuld nicht sey, daß jener gegen die Gastfreyheit gehandelt, und ihn mit Schimpfreden überhäuft habe.

Lodovico sagte: »Mein lieber Pilger, wenn dir die Großmuth recht an die Seele geheftet ist, so überlaß jenem eifrigen Liebhaber deine bisherige Frau, und bewohne du seine Klause. Vielleicht, daß er sich bald hierher zurück sehnt, und du dann ge-

wiß nicht zum zweyten Mahle den Tausch eingehen wirst.«

Rudolph lachte laut über den wunderlichen Zank und über diese lustige Entscheidung, Franz aber erstaunte, daß Einsiedler und heilige Männer so unheiligen und gemeinen Leidenschaften, als dem Zorne Raum verstatten könnten. Der Pilgrim war gar nicht Willens, seine Frau zu verlassen, um ein Waldbruder zu werden, der Eremit schämte sich seiner Heftigkeit.

Alle Parteyen waren ausgesöhnt, und sie setzten sich mit friedlichen Gemüthern an das kleine Mittagsmahl.

»Du hast dich gar nicht verändert,« sagte Roderigo.

«Und muß man sich denn immer verändern?« rief Lodovico aus: »nein, auch Aegypten mit seinen Pyramiden und seiner heißen Sonne kann mir nichts anhaben. Nichts ist lächerlicher, als die Menschen, die mit ernsthaften Gesichtern zurück kommen, weil sie etwa entfernte Gegenden gesehen haben, alte Gebäude und wunderliche Sitten. Was ist es denn nun mehr? Nein, mein Roderigo, hütte dich vor dem Anderswerden, denn an den meisten Menschen ist die Jugend noch das Beste, und was ich habe, ist mir auf jeden Fall lieber, als was ich erst bekommen soll. Eine Wahrheit, die nur bey einer Frau eine Aus-

nahme leidet. Nicht wahr, mein lieber Pilgrim? Du selbst kommst mir aber etwas anders vor.«

»Und wie steht es denn in Aegypten?« fragte Florestan, der gern mit dem seltsamen Fremden bekannter werden wollte.

»Die alten Sachen stehen noch immer am alten Fleck,« sagte jener, »und wenn man dort ist, vergißt man, daß man sich vorher darüber verwundert hat. Man ist dann so eben und gewöhnlich mit sich und allem außer sich, wie mir hier im Walde ist. Der Mensch weiß nicht, was er will, wenn er Sehnsucht nach der Fremde fühlt, und wenn er dort ist, hat er nichts. Das Lächerlichste an mir ist, daß ich nicht immer an demselben Orte bleibe.«

»Habt Ihr die seltsamen Kunstsachen in Augenschein genommen?« fragte Franz bescheiden.

»Was mir vor die Augen getreten ist,« sagte Lodovico, »habe ich ziemlich genau betrachtet. Die Sphinxe sehen unser eins mit gar wunderlichen Augen an, sie stehen aus dem fernen Alterthum gleichsam spöttisch da, und fragen: Wo bist du her? Was willst du hier? Ich habe in ihrer Gegenwart meiner Tollkühnheit mich mehr geschämt, als wenn vernünftige Leute mich tadelten, oder andere mittleren Alters mich lobten.«

»O, wie gern möchte ich Euer Gefährte gewesen seyn,« rief Franz aus, »die Gegenden wirklich und wahrhaftig zu sehen, die schon in der Imagination unserer Kindheit vor uns stehen, die Oerter zu besu-

chen, die gleichsam die Wiege der Menschheit sind. Nun dem wunderbaren Laufe des alten Nils zu folgen, von Ruinen in fremder, schauerlicher, halb verständlicher Sprache angeredet zu werden, Sphinxe im Sande, die hohen Pyramiden, Memnons Bildsäule, und immer das Gefühl der alten Geschichten mit sich herum zu tragen, noch einzelne lebende Laute aus der längst entflohenen Heldenzeit zu vernehmen, über's Meer nach Griechenland hinüber zu blicken, zu träumen, wie die Vorwelt aus dem Staube sich wieder empor gearbeitet, wie wieder griechische Flotten landen, — o, alles das in unbegreiflicher Gegenwart nun vor sich zu haben, könnt Ihr gegen Euer Glück wirklich so undankbar seyn? —

»Ich bin es nicht,« sagte Lodovico, »und mir sind diese Empfindungen auch oft auf den Bergen, an der Seeküste durch die Brust gegangen. Oft faßte ich aber auch eine Hand voll Sand, und dachte: Warum bist du nun so mühsam, mit so mancher Gefahr so weit gereiset, um dieß Theilchen Erde zu sehen, das Sage und Geschichte dir nun so lange nennt? Ist denn die übrige Erde jünger? Darfst du dich in deiner Heimath nicht verwundern? Sieh die ewigen Felsen dort an, den Aetna in Sicilien, den alten Schlund des Charybdis. Und mußt du dich verwundern, um glücklich zu seyn? — Ich sage dann zu mir selber: Thor! Thor! und wahrlich ich verach-

tete in eben dem Augenblicke den Menschen, der diese Thorheit nicht mit mir hätte begehen können.«

Unter mancherley Erzählungen verstrich auch dieser Tag, der Einsiedel sagte oft: »Ich begreife nicht, wie ich in Eurer Gesellschaft bin, ich bin wohl und sogar lustig, ja meine Lebensweise ist mir weniger angenehm, als bisher. Ihr steckt uns alle mit der Reisesucht an; ich glaubte über alle Thorheiten des Lebens hinüber zu seyn, und Ihr weckt eine neue Lust dazu in mir auf.«

Am folgenden Morgen nahmen sie Abschied; der Pilgrim hatte sich mit dem Einsiedel völlig versöhnt, sie schieden als gute Freunde. Lodovico führte den Zug an, die Uebrigen folgten ihm.

Auf dem Wege erkundigte sich Lodovico nach Sternbald und seinem Gefährten Florestan, er lachte über diesen oft, der sich alle Mühe gab, von ihm bemerkt zu werden, Sternbald war still, und begleitete sie in tiefen Gedanken. Lodovico sagte zu Franz, als er hörte, dieser sey ein Mahler: »Nun, mein Freund, wie treibt Ihr es mit Eurer Kunst? Ich bin gern in der Gesellschaft von Künstlern, denn gewöhnlich sind es die wunderlichsten Menschen, auch fallen wegen ihrer seltsamen Beschäftigung alle ihre Launen mehr in die Augen, als bey andern Leuten. Ihr Stolz macht einen wunderlichen Contrast mit ihrem übrigen Verhältniß im Leben, ihre poetischen Begeisterungen tragen sie nur zu oft in alle Stunden über,

auch unterlassen sie es selten, die Gemeinheit ihres Lebens in ihre Kunstbeschäftigungen hinein zu nehmen. Sie sind schmeichelnde Sclaven gegen die Großen, und doch verachten sie alles in ihrem Stolze, was nicht Künstler ist. Aus allen diesen Mißhelligkeiten entstehen gewöhnlich Charaktere, die lustig genug in's Auge fallen.«

Franz sagte beschämt: »Ihr seyd ein sehr strenger Richter, Herr Ritter.«

Lodovico fuhr fort: »Ich habe noch wenige Künstler gesehen, bey denen man es nicht in den ersten Augenblicken bemerkt hätte, daß man mit keinen gewöhnlichen Menschen zu thun habe. Fast alle sind unnöthig verschlossen und zudringlich offenherzig. Ich habe mich selbst zuweilen geübt, dergleichen Leute darzustellen, und es niemahls unterlassen, diese Seltsamkeiten in das hellste Licht zu stellen. Es fällt gewiß schwer, Mensch wie die übrigen zu bleiben, wenn man sein Leben damit zubringt, etwas zu thun und zu treiben, wovon ein jeder glaubt, daß es übermenschlich sey: in jedem Augenblicke zu fühlen, daß man mit dem übrigen Menschengeschlechte eben nicht weiter zusammen hänge. Diese Sterblichen leben nur in Tönen, in Zeichen, gleichsam in einem Luft-Reviere, wie Feen und Kobolde, es ist nur scheinbar, wenn man sie glaubt, die Erde betreten zu sehen.«

»Ihr mögt in einiger Hinsicht nicht Unrecht haben,« sagte Franz.

»Wer sich der Kunst ergibt,« sagte jener weiter, »muß das, was er als Mensch ist und seyn könnte, aufopfern. Was aber das Schlimmste ist, so suchen jene Leute, die sich für Künstler wollen halten lassen, noch allerhand Seltsamkeiten und auffallende Thorheiten zusammen, um sie recht eigentlich zur Schau zu tragen, als Orden oder Ordenskreuz, in Ermangelung dessen, damit man sie in der Ferne gleich erkennen soll, ja sie halten darauf mehr, als auf ihre wirkliche Kunst. Hüthet Euch davor, Herr Mahler.«

»Man erzählt doch von manchem großen Manne,« sagte Franz, »der von dergleichen Thorheiten frey geblieben ist.«

»Nennt mir Einige,« rief Lodovico.

Sternbald sagte: »Zum Beyspiel der edle Mahlergeist Raphael Sanzio von Urbin.«

»Ihr habt Recht,« sagte der heftige Ritter, »und überhaupt,« fuhr er nach einem kleinen Nachdenken fort, »laßt Euch meine Rede nicht so sehr auffallen, denn sie braucht gar nicht so ganz wahr zu seyn. Ihr habt mich mit dem einzigen Nahmen beschämt und in die Flucht geschlagen, und alle meine Worte erscheinen mir nun wie eine Lästerung auf die menschliche Größe. Ich bin selbst ein Thor, das wollen wir für ausgemacht gelten lassen.«

Roderigo sagte: »Du hast manche Seiten von dir selbst geschildert.«

»Mag seyn,« sagte sein Freund, »man kann nichts Besseres und nichts Schlechteres thun. Laßt uns lieber von der Kunst selber sprechen. Ich habe mir in vielen Stunden gewünscht, ein Mahler zu seyn.«

Sternbald fragte: »Wie seyd Ihr darauf gekommen?«

»Erstlich,« antwortete der junge Ritter, »weil es mir ein großes Vergnügen seyn würde, manche von den Mädchen so mit Farben vor mich hin zu stellen, die ich wohl ehemahls gekannt habe, dann mir andere noch schönere abzuzeichnen, die ich manchmahl in glücklichen Stunden in meinem Gemüthe gewahr werde. Dann erleide ich auch zuweilen recht sonderbare Begeisterung, so, daß mein Geist sehr heftig bewegt ist, dann glaube ich, wenn mir die Geschicklichkeit zu Gebothe stände, ich würde recht wunderbare und merkwürdige Sachen ausarbeiten können. Seht, mein Freund, dann würde ich einsame, schauerliche Gegenden abschildern, morsche, zerbrochene Brücken über zwey schroffen Felsen, einem Abgrunde hinüber, durch den sich ein Waldstrom schäumend drängt, verirrte Wandersleute, deren Gewänder im feuchten Winde flattern, furchtbare Räubergestalten aus dem Hohlwege heraus, angefallene und geplünderte Wägen, Kampf mit den Reisenden. — Dann wieder eine Gemsenjagd in einsamen, furchtbaren

Felsenklippen, die kletternden Jäger, die springenden, gejagten Thiere von oben herab, die schwindelnden Abstürze. Figuren, die oben auf schmalen, überragenden Steinen Schwindel ausdrücken, und sich eben in ihren Fall ergeben wollen, der Freund, der jenen zu Hülfe eilt, in der Ferne das ruhige Thal. Einzelne Bäume und Gesträuche, welche die Einsamkeit nur noch besser ausdrücken, auf die Verlassenheit noch aufmerksamer machen. — Oder dann wieder den Bach und Wassersturz mit dem Fischer, der angelt, mit der Mühle, die sich dreht, vom Monde beschienen. Ein Kahn auf dem Wasser, ausgeworfene Netze. — Zuweilen kämpft meine Imagination, und ruht nicht, und gibt sich nicht zufrieden, um etwas durchaus Unerhörtes zu ersinnen und zu Stande zu bringen. Aeußerst seltsame Gestalten würde ich dann hinmahlen, in einer verworrenen, fast unverständlichen Verbindung, Figuren, die sich aus allen Thierarten zusammen fänden und unten wieder in Pflanzen endigten: Insecten und Gewürme, denen ich eine wundersame Aehnlichkeit mit menschlichen Charakteren ausdrücken wollte, so daß sie Gesinnungen und Leidenschaften possierlich und doch furchtbar äußerten: ich würde die ganze sichtbare Welt aufbiethen, aus jedem das Seltsamste wählen, um ein Gemählde zu machen, das Herz und Sinne ergriffe, das Erstaunen und Schauder erregt, und wovon man noch nie etwas Aehnliches gesehen und

gehört hätte. Denn ich finde das an unserer Kunst zu tadeln, daß alle Meister ungefähr nach einem Ziele hinzuarbeiten, es ist alles gut und löblich, aber es ist immer mit wenigen Abänderungen das Alte.«

Franz war einen Augenblick stumm, dann sagte er: »Ihr würdet auf eine eigene Weise das Gebieth unserer Kunst erweitern, mit wunderbaren Mitteln das Wunderbarste erringen, oder in Euren Bemühungen erliegen. Eure Einbildung ist so lebhaft und lebendig, so zahlreich an Gestalt und Erfindung, daß ihr das Unmöglichste nur ein leichtes Spiel dünkt. O, wie viele billige Forderungen muß der Künstler aufgeben, wenn er zur wirklichen Arbeit schreitet!«

Hier stimmte der Pilgrim plötzlich ein geistliches Lied an, denn es war nun die Tageszeit gekommen, an welcher er es nach seinem Gelübde absingen mußte. Das Gespräch wurde unterbrochen, weil Alle aufmerksam zuhörten, ohne daß eigentlich einer von ihnen wußte, warum er es that.

Mit dem Schlusse des Gesanges traten sie in ein anmuthiges Thal, in dem eine Herde weidete, eine Schalmey tönte herüber, und Sternbalds Gemüth ward so heiter und muthig gestimmt, daß er von freyen Stücken Florestans Schalmeylied zum Ergetzen der Uebrigen wiederhohlte; als er geendigt hatte, stieg der muthwillige Lodovico auf einen Baum, und sang von oben in den Tönen einer Wachtel, ei-

nes Kukuks und einer Nachtigall herunter. Nun haben wir alle unsere Pflicht gethan,« sagte er, »jetzt haben wir es wohl verdient, daß wir uns ausruhen dürfen, wobey uns der junge Florestan mit einem Liede erquicken soll.«

Sie setzten sich auf den Rasen nieder, und Florestan fragte: »welcher Inhalt soll denn in meinem Liede seyn?

»Welchen du willst,« antwortete Lodovico, wenn es dir recht ist, gar keiner; wir sind mit allem zufrieden, wenn es dir nur gemüthlich ist, warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?«

Rudolph sang:

Durch den Himmel zieht der Vögel Zug,
Sie sind auf Wanderschaft begriffen,
Da hört man gezwitschert und gepfiffen
Von Groß und Klein der Melodien genug.

Der Kleine singt mit feiner Stimm',
Der Große krächzt, gleich wie im Grimm,
Und ein'ge stottern, andre schnarren,
Und Drossel, Gimpel, Schwalbe, Starren,

Sie wissen alle nicht, was sie meinen,
Sie wissen's wohl, und sagen's nicht,

Und wenn sie auch zu reden scheinen,
Ist ihr Gerede nicht von Gewicht.

— »Holla! warum seyd ihr auf der Reise?« —
Da ist nun einmahl unsre Weise.
— »Warum bleibt ihr nicht zu jeglicher Stund?« —
Die Erd ist allenthalben rund.

Auf die armen Lerchen wird Jagd gemacht,
Die Schnepfen gar in Dohnen gefangen,
Dort sind die Vöglein aufgehangen,
An keine Rückfahrt mehr gedacht.

— Ist das die Art mit uns zu sprechen?
Uns armen Vögeln den Hals zu brechen?
— Verständlich ist doch diese Sprache,
So ruft der Mensch, sie dient zur Sache,
In allen Natur die Sprache regiert,
Daß eins mit dem andern Kriege führt,
Man dann am besten raisonirt und beweis't,
Wenn eins vom andern wird aufgespeis't:
Die Ströme sind im Meere verschlungen,
Vom Schicksal wieder der Mensch bezwungen,
Den tapfersten Magen hat die Zeit,
Ihr nimmermehr ein Essen gereut,
Doch wie von der Zeit eine alte Fabel besagt,
Macht auf sie das jüngste Gericht ein st Jagd.
Ein andre Speise gibt's nachher nicht,
Heißt wohl mit Recht das letzte Gericht.

Rudolph sang diese tollen Verse mit so lächerlichen Bewegungen, daß sich keiner des Lachens enthalten konnte. Als der Pilgrim wieder ernsthaft war, sagte er sehr feyerlich: »Verzeiht mir, man wird unter Euch wie ein Trunkener, wenn Ihr mich noch lange begleitet, so wird aus meiner Pilgerschaft gleichsam eine Narrenreise.«

Man verzehrte auf der Wiese ein Mittagsmahl, das sie mitgenommen hatten, und Lodovico wurde nicht müde, sich bey Roderigo nach allerhand Neuigkeiten zu erkundigen. Roderigo verschwieg, ob aus einer Art von Scham, oder weil er vor den beyden die Erzählung nicht wiederhohlen mochte, seine eigene Geschichte. Er kam durch einen Zufall auf Luthern und die Reformation zu sprechen.

O, schweig mir davon,« rief Lodovico aus, denn es ist mir ein Verdruß zu hören. Jedweder, der sich für klug hält, nimmt in unsern Tagen die Partey dieses Mannes, der es gewiß gut und redlich meint, der aber doch immer mit seinen Ideen nicht recht weiß, wo er hinaus will.

»Ihr erstaunt mich,« sagte Franz.

»Ihr seyd ein Deutscher,« fuhr Lodovico fort, ein Nürnberger, es nimmt mich nicht Wunder, wenn Ihr Euch der guten Sache annehmt, wie sie Euch wohl erscheinen muß. Ich glaube auch, daß Luther einen wahrhaft großen Geist hat, aber ich bin ihm darum doch nicht gewogen. Es ist schlimm,

daß die Menschen nichts einreißen können, nicht die Wand eines Hofes, ohne gleich darauf Lust zu kriegen, ein neues Gebäude aufzuführen. Wir haben eingesehen, daß Irren möglich sey, nun irren wir noch jenseits, als in der geraden lieblichen Straße zu bleiben. Ich sehe schon im Voraus die Zeit kommen, welche die gegenwärtige Zeit fast nothwendig hervor bringen muß, wo ein Mann sich schon für ein Wunder seines Jahrhunderts hält, wenn er eigentlich nichts ist. Ihr fangt an zu untersuchen, wo nichts zu untersuchen ist, Ihr tastet die Göttlichkeit unsrer Religion an, die wie ein wunderbares Gedicht vor uns da liegt, und nun einmahl keinem andern verständlich ist, als der sie versteht; hier wollt Ihr ergrübeln und widerlegen, und könnt mit allem Trachten nicht weiter vorwärts bringen, als es dem Blödsinne auch gelingen würde, da im Gegentheile die höhere Vernunft sich in der Untersuchung wie in Netzen würde gefangen fühlen, und lieber die edle Poesie glauben, als sie den Unmündigen erklären wollen.«

»O, Martin Luther!« seufzte Franz, »Ihr habt da ein kühnes Wort über ihn gesprochen.«

Lodovico sagte: »Es geht eigentlich nicht ihn an, auch will ich die Mißbräuche des Zeitalters nicht in Schutz nehmen, gegen die er vornehmlich eifert, aber mich dünkt doch, daß diese ihn zu weit führen, daß er nun zu ängstlich strebt, das Gemeine zu son-

dern, und darüber das Edelste mit ergreift. Wie es den Menschen geht, seine Nachfolger mögen leicht ihn selber nicht verstehen, und so erzeugt sich statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre vernünftige Leerheit, die alle Herzen schmachtend zurück läßt, der ewige Strom voll großer Bilder und kolossaler Lichtgestalten trocknet aus, die dürre, gleichgültige Welt bleibt zurück, und einzeln, zerstückt, und mit ohnmächtigen Kämpfen muß das wieder erobert werden, was verloren ist, das Reich der Geister ist entflohen, und nur einzelne Engel kehren zurück.«

»Du bist ein Prophet geworden,« sagte Roderigo, »seht, meine Freunde, er hat die ägyptische Weisheit heim gebracht.«

»Wie könnt Ihr nur,« sagte der Pilgrim, so weise und so thörichte Dinge in einem Athen sprechen und verrichten? Sollte man Euch diese frommen Gemüthsbewegungen zutrauen? — «

Rudolph stand auf, und gab Lodovico die Hand, und sagte: »Wollt Ihr mein Freund seyn, oder mich für's Erste nur um Euch dulden, so will ich Euch begleiten, wohin Ihr auch geht, seyd Ihr mein Meister, ich will Euer Schüler werden. Ich opfere Euch jetzt alles auf, Braut und Vater, und Geschwister.«

»Habt Ihr Geschwister?« fragte Lodovico.

»Zey Brüder,« antwortete Rudolph, wir lieben uns von Kindesbeinen, aber seitdem ich Euch gesehen

habe, fühle ich gar keine Sehnsucht mehr, Italien wieder zu sehen.«

Lodovico sagte: »Wenn ich über irgend etwas in der Welt traurig werden könnte, so wäre es darüber, daß ich nie eine Schwester, einen Bruder gekannt habe. Mir ist das Glück versagt, in die Welt zu treten, und Geschwister anzutreffen, die gleich dem Herzen am nächsten zugehören. Wie wollte ich einen Bruder lieben, wie hätte ich ihm mit voller Freude begegnen, meine Seele in die seinige fest hineinwachsen wollen, wenn er schon meine Kinderspiele getheilt hätte! Aber ich habe mich immer einsam gefunden, mein tolles Glück, mein wunderliches Landschwärmen sind mir nur ein geringer Ersatz für die Bruderliebe, die ich immer gesucht habe. Zürne mir nicht, Roderigo, denn du bist mein bester Freund. Aber wenn ich ein Wesen fände, in dem ich den Vater, sein Temperament, seine Launen wahr nähme, mit welchem Erschrecken der Freude und des Entzückens würde ich darauf zueilen, und es in meine brüderlichen Arme schließen! Mich selbst, im wahrsten Sinn, fände ich in einem solchen wieder. — Aber ich habe eine einsame Kindheit verlebt, ich habe niemand weiter gekannt, der sich um mein Herz beworben hätte, und darum kann es wohl seyn, daß ich keinen Menschen auf die wahre Art zu lieben verstehe, denn durch Geschwister lernen wir die Liebe, und in der Kindheit liebt das Herz am schönsten. — So bin ich

hartherzig geworden, und muß mich nun selber dem Zufalle verspielen, um die Zeit nur hinzubringen. Die schönste Sehnsucht ist mir unbekannt geblieben, kein brüderliches Herz weiß von mir und schmachtet nach mir, ich darf meine Arme nicht in die weite Welt hinein strecken, denn es kommt doch keiner meinem schlagenden Herzen entgegen.«

Franz trocknete sich die Thränen ab, er unterdrückte sein Schluchzen. Es war ihm, als drängte ihn eine unsichtbare Gewalt aufzustehen, die Hand des unbekannten zu fassen, ihm in die Arme zu stürzen und auszurufen: »Nimm mich zu deinem Bruder an! er fühlte die Einsamkeit, die Leere in seinem eigenen Herzen, Lodovico sprach die Wünsche aus, die ihn so oft in stillen Stunden geängstigt hatten, er wollte seinen Klagen, seinem Jammer den freyen Lauf lassen, als er wieder innerlich fühlte: Nein, alle diese Menschen sind mir doch fremd, er kann ja doch nicht mein Bruder werden, und vielleicht würde er nur meine Liebe verspotten.«

Unter allerhand Liedern, gegen die der andächtige Gesang des Pilgers wunderlich abstach, gingen sie weiter. Roderigo sagte: »mein Freund, du hast nun ein paar Mahl deines Vaters erwähnt, willst du mir nicht endlich einmahl seinen Nahmen sagen?«

»Und wißt Ihr denn nicht,« fiel Rudolph hastig

ein, »daß Euer Freund dergleichen Fragen nicht liebt? Wie könnt Ihr ihn nur damit quälen?«

»Du kennst mich schon besser, als jener,« sagte Ludovico, »ich denke, wir sollen gute Kameraden werden. Aber warum ist dein Freund Sternbald so betrübt?«

Sternbald sagte: »Soll ich darüber nicht trauern, daß der Mensch mich nun verläßt, mit dem ich so lange gelebt habe? Denn ich muß nun doch meine Reise jetzt fortsetzen, ich habe mich nur zu lange aufhalten lassen. Ich weiß selbst nicht, wie es kommt, daß ich meinen Zweck fast ganz und gar vergesse.«

»Man kann seinen Zweck nicht vergessen,« fiel Lodovico ein, weil der vernünftige Mensch sich schon so einrichtet, daß er gar keinen Zweck hat. Ich muß nur lachen, wenn ich Leute so große Anstalten machen sehe, um ein Leben zu führen; das Leben ist dahin, noch ehe sie mit den Vorbereitungen fertig sind.«

Unter solchen Gesprächen zogen sie wie auf einem Marsche über Feld, Rudolph ging voran, indem er auf seiner Pfeife ein munteres Lied blies, seine Bänder flogen vom Hute in der spielenden Luft, in seiner Schärpe trug er einen kleinen Säbel, Lodovico war noch seltsamer gekleidet, sein Gewand war hellblau, ein schönes Schwert hing an einem zierlich gewirkten Bandelier über seine Schulter, eine golde-

schönen Früchten gewahr, die im Garten standen, große, saftige Birnen und hochrothe Pflaumen. Er hatte einen schnellen Entschluß gefaßt. »Laßt uns, meine guten Freunde,« rief er aus, »ohne Zermonien über das Spalier dieses Gartens steigen, uns in jener Grotte ausruhen, mit Früchten sättigen, und dann den Mondschein abwarten, um unsere Reise fort zu setzen.«

Alle waren über seine Verwegenheit in Verwunderung gesetzt, aber Rudolph ging sogleich zu seiner Meinung über. Sternbald und der Pilgrim widersetzten sich am längsten, aber indem sie noch sprachen, war Lodovico, ohne darnach hin zu hören, schon in den Garten geklettert und gesprungen, er half Florestan nach, Roderigo rief den Rückbleibenden ebenfalls zu, Sternbald bequemte sich, und der Pilgrim, den auch nach dem Obste gelüstete, fand es bedenklich, ganz ohne Gesellschaft seine Reise fort zu setzen. Er machte nachher noch viele Einwendungen, auf die niemend hörte, denn Lodovico fing an aus allen Kräften die Bäume zu schütteln, die auch reichlich Obst hergaben, das die Uebrigen mit vieler Aemsigkeit auffammelten.

Dann setzten sie sich in der kühlen Grotte zum Essen nieder, und Lodovico sagte: »Wenn uns nun auch jemand antrifft, was ist es denn mehr? Er müßte sehr ungesittet seyn, wenn er auf unsere Bitte

um Verzeihung nicht hören wollte, und sehr stark, wenn wir ihm nicht vereinigt widerstehen sollten.«

Als der Pilger eine Weile gegessen hatte, fing er an, große Reue zu fühlen, aber Florestan sagte im lustigen Muthe: »Seht, Freunde, so leben wir im eigentlichen Stande der Unschuld, im goldenen Zeitalter, das wir so oft zurück wünschen, und das wir uns eigenmächtig, wenigstens auf einige Stunden, erschaffen haben. O wahrlich, das freye Leben, das ein Räuber führt, der jeden Tag erobert, ist nicht so gänzlich zu verachten: wir verwöhnen uns in unserer Sicherheit und Ruhe zu sehr. Was kann es geben, als höchstens einen kleinen Kampf? Wir sind gut bewaffnet, wir fürchten uns nicht, wir sind durch uns selbst gesichert.«

Sie horchten auf, es war, als wenn sie ganz in der Ferne Töne von Waldhörnern vernähmen, aber der Klang verstummt wieder. »Seyd unverzagt,« rief Lodovico aus, »und thut, als wenn Ihr hier zu Hause wäret, ich stehe Euch für alles.«

Der Pilgrim mußte nach dem Springbrunnen, um seine Flasche mit Wasser zu füllen, sie tranken alle nach der Reihe mit großem Wohlbehagen. Der Abend ward immer kühler, die Blumen dufteten süßer, alle Erinnerungen wurden im Herzen geweckt. »Du weißt nicht, mein lieber Roderigo,« fing Lodovico von neuem an, »daß ich jetzt in Italien, in Rom, wieder eine Liebe habe, die mir mehr ist,

Warum die Blume das Köpfchen senkt,
Warum die Rosen so blaß?
Ach! die Thräne am Blatt der Lilie hängt,
Vergangen das schön frische Gras.
Die Blumen erbleichen,
Die Farben entweichen,
Denn sie, denn sie ist weit,
Die allerholdseligste Maid.

Keine Anmuth auf dem Feld,
Keine süße Blüthe am Baume mehr,
Die Farben, die Töne durchstreifen die Welt
Und suchen die Schönste weit umher.
Unser Thal ist leer
Bis zur Wiederkehr,
Ach! bringt sie gefesselt die Schöne
Zurücke ihr Farben, ihr Töne.

Regenbogen leuchtet voran,
Und Blumen folgen ihm nach,
Nacht'gall singt auf der Bahn,
Rieselt der silberne Bach.
Thun, als wäre der Frühling vergangen,
Doch bringen sie sie nur gefangen,
Wird Frühling aus dem Herbst alsbald,
Herrscht über uns kein Winter kalt.

Ach! ihr findet sie nicht, ihr findet sie nicht.
Habt kein Auge, die Schönste zu suchen,

Euch mangelt der Liebe Augenlicht,
Ihr ermüdet über dem Suchen.
Treibt wie Blumen die Sache als fröhlichen Scherz,
Ach! nehmet mein Herz,
Damit nach dem holden Engelskinde,
Der Frühling den Weg gewißlich finde.

Und habt ihr Kinder entdeckt die Spur,
O, so hör't, o, so hör't mein ängstlich Fleh'n,
Müßt nicht zu tief in die Augen ihr seh'n,
Ihre Blicke bezaubern, verblenden Euch nur.
Kein Wesen vor ihr besteht,
All's in Liebe vergeht,
Mag nichts anders mehr seyn,
Als ihre Lieb' allein.

Bedenkt, daß Frühling und Blumenglanz,
Wo ihr Fuß wandelt, immer schon ist,
Kommt zu mir zurück mit leichtem Tanz,
Daß Frühling und Nacht'gall doch um mich ist;
Muß dann spät und früh
Mich behelfen ohne sie,
Mit bittersüßen Liebesthränen
Mich einsam nach der Schönsten sehnen.

Aber bleibt, aber bleibt nur, wo ihr seyd,
Mag euch auch ohne sie nicht wieder seh'n,
Blumen und Frühlingston wird Herzeleid,
Will indeß hier im bittersten Tode vergehn.

Mich selber zu strafen,
Im Grabe tief schlafen,
Fern von Lied, fern von Sonnenschein
Lieber gar ein Todter seyn.

Ach! es bricht in der Sehnsucht schon
Heimlich mein Herz in der treuesten Brust,
Hat die Treu' so schwer bittern Lohn?
Bin keiner Sünde mir innig bewußt.
Muß die Liebste alles erfreu'n,
Mir nur die quälendste Pein?
Treulose Hoffnung, Du lächelst mich an:
Nein, ich bin ein verlorner Mann!

Es war lieblich, wie die Gebüsche umher von diesen Tönen gleichsam erregt wurden, einige verspäteten Vögel erinnerten sich ihrer Frühlingslieder, und wiederhohlten sie jetzt wie in einer schönen Schläfrigkeit. Roderigo war durch seinen Freund beherzt geworden, er erzählte nun auch sein Abenteuer mit der schönen Gräfinn, und seine Freunde hörten ihn die Geschichte gern noch einmahl erzählen. »Und nun, was soll ich Euch sagen?« so schloß Roderigo, »ich habe sie verlassen, und denke jetzt nichts, als sie; immer sehe ich sie vor meinen Augen schweben, und ich weiß mich in mancher Stunde vor peinigender Angst nicht zu lassen. Ihr edler Anstand, ihr munteres Auge, ihr braunes Haar, alles, alle ihre Züge sah ich in

meiner Einbildung. So oft bin ich in den Nächten unter dem hell gestirnten Himmel gewandelt; von meinem Glücke voll, zauberte ich mir dann ihre Gestalt vor meine Augen, und es war mir dann, als wenn die Sterne noch heller funkelten, als wenn das Dach des Himmels nur mit Freude ausgelegt sey. Ich sage dir, Freund Lodovico, alle Sinne werden ihr wie dienstbare Sclaven nach gezogen, wenn das Auge sie nur erblickt hat; jede ihrer sanften, reitzenden Bewegungen beschreibt in Linien eine schöne Musik, wenn sie durch den Wald geht, und das leichte Gewand sich dem Fuße, der Lende sich geschmeidig anlegt, wenn sie zu Pferde steigt, und im Gallopp die Kleider auf- und nieder wogen, oder wenn sie im Tanze wie eine Göttinn schwebt, alles ist Wohllaut in ihr, wie man sie sieht, mag man sie nie anders sehen, und doch vergißt man in jeder neuen Bewegung die vorige. Es ist mehr Wollust, sie mit den Augen zu verfolgen, als in den Armen einern Andern zu ruhen.«

»Nur Wein fehlt uns,« rief Florestan aus, »die Liebe ist wenigstens im Bilde zugegen.«

»Wenn ich mir denke,« sprach Roderigo erhitzt weiter, »daß sich ein Anderer jetzt um ihre Liebe bewirbt, daß sie ihn mit freundlichen Augen anblickt, ich könnte unsinnig werden. Ich bin auf jedermann bös, der ihr nur vorüber geht; ich beneide das Gewand, das ihren zärten Körper berührt und umschließt.

Ich bin lauter Eifersucht, und dennoch habe ich sie verlassen können.«

Lodovico sagte: »Du darfst dich darüber nicht verwundern. Ich bin nicht nur bey jedem Mädchen, das ich liebte, eifersüchtig gewesen, sondern auch bey jeder Andern, wenn sie hübsch war. Hatte ich ein artiges Mädchen bemerkt, das ich weiter gar nicht kannte, das von mir gar nichts wußte, so stand meine Begier vor ihrem Bilde gleichsam Wache, ich war auf jedermann neidisch und böse, der nur durch den Zufall zu ihr ins Haus ging, der sie grüßte, und dem sie höflich dankte. — Sprach einer freundlich mit ihr, so konnte ich mir diesen Unbekannten auf mehrere Tage auszeichnen und merken, um ihn zu hassen. O, diese Eifersucht ist noch viel unbegreiflicher als unsre Liebe, denn wir können doch nicht alle Weiber und Mädchen zu unserm Eigenthum machen; aber das lüsterne Auge läßt sich keine Schranken setzen, unsere Phantasie ist wie das Faß der Danaiden, unser Sehnen umfängt und umarmt jeglichen Busen.«

Indem war es ganz finster geworden, der müde Pilgrim war eingeschlafen, einige Hörnertöne erschallen, aber fast ganz nahe an den Sprechenden, dann sang eine angenehme Stimme:

Treulieb ist nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehrt wieder Lieb' und Freud',
Dann kehrt der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß.

»Nun werden die Obstdiebe ertappt werden,« rief Lodovico aus.

»Ich kenne diese Melodie, ich kenne diese Worte,« sagte Sternbald, »und wenn ich mich recht erinnere« — —

Wieder einige Töne, dann fuhr die Stimme fort zu singen:

Treulieb ist nimmer weit,
Ihr Gang durch Einsamkeit
Ist dir, nur dir geweiht.
Bald kommt der Morgen schön,
Ihn begrüsset,
Wie er küsset
Freudenthrän'.

Jetzt kamen durch's Gebüsch Gestalten, zwey Damen gingen voran, mehrere Diener folgten. Die fremde Gesellschaft war indeß aufgestanden, Roderigo trat vor, und mit einem Ausruf des Entzü-

ckens lag er in den Armen der Unbekannten. Die Gräfinn war es, die vor Freude erst nicht die Sprache wieder finden konnte. »Ich habe dich wieder!« rief sie dann aus, »o gütiges Schicksal, sey gedankt!«

Man konnte sich Anfangs wenig erzählen. Sie hatte, um sich zu zerstreuen, eine Freundinn ihrer Jugend besucht, dieser gehörte Schloß und Garten. Von dem Unerlaubten des Uebersteigens war gar die Rede nicht.

Die Abendmahlzeit stand bereit, der Pilgrim ließ sich nach seiner mühseligen Wanderschaft sehr wohl seyn, Franz ward von der Freundinn Adelheit's (dieß war der Nahme der Gräfinn) sehr vorgezogen, da sie die Kunst vorzüglich liebte. Auch ihr Gemahl sprach viel über Mahlerey, und lobte den Albrecht Dürer vorzüglich, von dem er selbst einige schöne Stücke besaß.

Alle waren wie berauscht, sie legten sich früh schlafen, nur Roderigo und die Gräfinn blieben länger munter.

Franz konnte nicht bemerken, ob Roderigo und die Gräfinn sich so völlig ausgesöhnt hatten, um sich zu vermählen, er wollte nicht länger als noch einen Tag zögern, um seine Reise fort zu setzen, er machte sich Vorwürfe, daß er schon zu lange gesäumt habe. Er hätte gern von Roderigo sich die Erzählung fortsetzen lassen, die beym Eremiten in ihrem Anfange

abgebrochen wurde, aber es fand sich keine Gelegenheit dazu. Der Herr des Schlosses nöthigte ihn zu bleiben, aber Franz fürchtete, daß das Jahr zu Ende laufen, und er noch immer nicht in Italien seyn möchte.

Nach zweyen Tagen nahm er von Allen Abschied, Lodovico wollte bey seinem Freunde bleiben, auch Florestan blieb bey den beyden zurück. Jetzt fühlte Sternbald erst, wie lieb ihm Rudolph sey, auch ergriff ihn eine unerklärliche Wehmuth, als er dem Lodovico die Hand zum Abschiede reichte. Florestan war auf seine Weise recht gerührt, er versprach unserm Freunde, ihm bald nach Italien zu folgen, ihn binnen Kurzem gewiß in Rom anzutreffen. Sternbald konnte seine Thränen nicht zurück halten, als er zur Thür hinaus ging, den Garten noch einmahl mit einem flüchtigen Blicke durchirrte. Der Pilgrim war sein Gefährte.

Draußen in der freyen Landschaft, als er nach und nach das Schloß verschwinden sah, fühlte er sich erst recht einsam. Der Morgen war frisch, er ging stumm neben dem Pilger hin, erinnerte sich aller Gespräche, die sie mit einander geführt, aller kleinen Begebenheiten, die er in Rudolphs Gesellschaft erlebt hatte. Sein Kopf wurde wüst, ihm war, als habe er die Freude seines Lebens verloren. Der Pilgrim verrichtete seine Gebethe, ohne sich sonderlich um Sternbald zu kümmern.

Nachher geriethen sie in ein Gespräch, worin der Pilger ihm den genauen Zustand seiner Haushaltung erzählte. Sternbald erfuhr alle die Armseligkeiten, des gewöhnlichen Lebens, wie jener ein Kaufmann von mittelmäßigen Glücksumständen sey, wie er darnach trachte, mehr zu gewinnen, und seine Lage zu verbessern. Franz, dem die Empfindung drückend war, aus seinem leichten poetischen Leben so in das wirkliche zurück geführt zu werden, antwortete nicht, und gab sich Mühe, gar nicht darnach hin zu hören. Jeder Schritt seines Weges ward ihm sauer, er kam sich ganz einsam vor, es war ihm wieder, als wenn ihm seine Freunde verlassen hätten, und sich nicht um ihn kümmerten.

Sie kamen in eine Stadt an, wo Franz einen Brief von seinem Sebastian zu finden hoffte, von dem er seit lange nichts gehört hatte. Er trennte sich hier von dem Pilgrim und eilte nach dem bezeichneten Mann. Es war wirklich ein Brief für ihn da, er erbrach ihn begierig, und las:

Liebster Franz!

»Wie du glücklich bist, daß du in freyer, schöner Welt herum wanderst, daß dir nun das alles in Erfüllung geht, was du sonst nur in Entfernung dachtest, dieses dein großes Glück sehe ich nun erst vollkommen ein. Ach, lieber Bruder! es will mir

manchmahl vorkommen, als sey mein Lebenslauf durchaus verloren; aller Muth entgeht mir, so in der Kunst, als im Leben fortzufahren. Jetzt ist es dahin gekommen, daß du mich trösten könntest, wie ich dir sonst wohl oft gethan habe.«

»Unser Meister fängt an oft zu kränkeln, er kam damahls so gesund von seiner Reise zurück, aber diese schöne Zeit hat sich nun schon verloren. Er ist in manchen Stunden recht melancholisch, dann wird er es nicht müde, von dir zu sprechen, und dir das beste Schicksal zu wünschen.«

»Ich bin fleißig, aber meine Arbeit will nicht auf die wahre Art aus der Stelle rücken, mir fehlt der Muth, der die Hand beleben muß, ein wehmüthiges Gefühl zieht mich von der Staffeley zurück. — Du schreibst mir von deiner seltsamen Liebe, von deiner fröhlichen Gesellschaft: ach, Franz, ich bin hier verlassen, arm, vergessen oder verachtet, ich habe die Kühnheit nicht, Liebe in mein trauriges Leben hinein zu wünschen. Ich spreche zur Freude: was machst du? und zum Lachen: Du bist toll! — Ich kann es mir nicht vorstellen, daß mich einst ein Wesen liebte, daß ich es lieben dürfte. Ich gehe oft im trüben Wetter durch die Stadt, und betrachte Gebäude und Thürme, die mühselige Arbeit, das künstliche Schnitzwerk, die gemahlten Wände, und frage dann: Wozu soll es? Der Anblick eines Ar-

men kann mich so betrübt machen, daß ich die Augen nicht wieder aufheben mag.«

»Meine Mutter ist gestorben, mein Vater liegt in der Vorstadt krank. Sein Handwerk kann ihn jetzt nicht nähren, ich kann nur wenig für ihn thun. Meister Dürer ist gut, er hilft ihm auf die beste Art, so daß er mich davon nichts fühlen läßt, ich werde es ihm zeitlebens nicht vergessen. Aber warum kann ich nicht mehr für ihn thun? Warum fiel es mir noch im sechzehnten Jahre ein, ein Mahler zu werden? Wenn ich ein ordentliches Handwerk ergriffen hätte, so könnte ich vielleicht jetzt selber meinen Vater ernähren. Es dünkt mir thöricht, daß ich an der Ausarbeitung einer Geschichte arbeite, und indessen alles wirkliche Leben um mich her vergesse.«

»Lebe wohl, bleibe gesund. Sey in allen Dingen glücklich. Liebe immer noch

Deinen Sebastian.«

Franz ließ das Blatt sinken, und sah den Himmel an. Sein Freund, Dürer, Nürnberg und alle ehemahligen bekannten Gegenstände kamen mit frischer Kraft in sein Gedächtniß. »Ja, ich bin glücklich,« rief er aus, »ich fühle es jetzt, wie glücklich ich bin! Mein Leben spinnt sich wie ein goldener Faden aus einander; ich bin auf der Reise, ich finde Freunde, die sich meiner annehmen, die mich lieben, meine Kunst hat mich wider Erwarten fort geholfen, was will ich

denn mehr? Und vielleicht lebt sie doch noch, vielleicht hat sich die Gräfinn geirrt, — und wenn sie todt ist, — bin ich nicht von Emma geliebt? Habe ich in ihren Armen nicht mein schönstes Glück genossen? Leben nicht Rudolph und Sebastian noch? Wer weiß, wo ich meine Aeltern finde. O Sebastian, wärest du zugegen, daß ich dir die Hälfte meines Muthes geben könnte!«

Zweytes Capitel.

Als Sternbald durch die Stadt streifte, glaubte er einmahl in der Ferne den Bildhauer Bolz zu bemerken, aber die Person, die er dafür hielt, verlor sich wieder aus den Augen. Franz ergetzte sich, wieder in einem Gewühle von unbekannten Menschen herum irren. Es war Jahrmarkt, und aus den benachbarten kleinen Städten und Dörfern hatten sich Menschen aller Art versammelt, um hier zu verkaufen und einzukaufen. Sternbald freute sich an der allgemeinen Fröhlichkeit, die alle Gesichter beherrschte, die so viele verworrene Töne laut durch einander erregte.«

Er stellte sich etwas abseits, und sah nun die Ankommenden, oder die schon mit ihren eingekauften Waaren zurück gingen. Alle Fenster am Markte waren mit Menschen angefüllt, die auf das Getümmel herunter sahen. Franz sagte zu sich selbst: »Welch ein schönes Gemählde! und wie wäre es möglich, es

darzustellen? Welche angenehme Unordnung, die sich aber auf keinem Bilde nachahmen läßt! Dieser ewige Wechsel der Gestalten, dieß mannichfaltige, sich durchkreuzende Interesse, daß diese Figuren nie auch nur auf einen Augenblick in Stillstand gerathen, ist es gerade, was es so wunderbar schön macht. Alle Arten von Kleidungen und Farben verirrten sich durch einander, alle Geschlechter und Alter, Menschen, dicht zusammen gedrängt, von denen keiner am nächst stehenden Theil nimmt, sondern nur für sich selber sorgt. Jeder sucht und hohlt das Gut, das er sich wünscht, mit lachendem Muthe, als wenn die Götter plötzlich ein großes Füllhorn auf den Boden ausgeschüttet hätten, und emsig nun diese Tausende heraus raffen, was ein jeder bedarf.

Leute zogen mit Bildern umher, die sie erklärten, und zu denen sich eine Menge Volks versammelte: Es waren schlechte, grobe Figuren auf Leinwand gemahlt. Das eine war die Geschichte eines Handwerkers, der auf seiner Wanderschaft den Seeräubern in die Hände gerathen war, und in Algier schmähliche Sclavendienste hatte thun müssen. Er war dargestellt, wie er mit andern Christen im Garten den Pflug ziehen mußte, und sein Aufseher ihn mit einer fürchterlichen Geißel dazu antrieb. Eine zweyte Darstellung war das Bild eines seltsamlichen Ungeheuers, von dem Erklärer behauptete, daß es jüngst in der mittelländischen See gefangen sey. Es

hatte einen Menschenkopf und einen Panzer auf der Brust, seine Füße waren wie Hände gebildet, und große Floßfedern hingen herunter, hinten war es Pferd.

Alles Volk war erstaunt. »Dieß ist es,« sagte Franz zu sich, »was die Menge will, was einem jeden gefällt. Ein wunderbares Schicksal, wovon ein jeder glaubt, es hätte auch ihn ergreifen können, weil es einen Menschen trifft, dessen Stand der seinige ist. Oder eine lächerliche Unmöglichkeit. Seht, dieß muß der Künstler erfüllen, diese abgeschmackten Neigungen muß er befriedigen, wenn er gefallen will.«

Ein Arzt hatte auf der andern Seite des Marktes sein Gerüst aufgeschlagen, und both mit kreischender Stimme seine Arzneyen aus. Er erzählte die ungeheuersten Wunder, die er vermittelst seiner Medicamente verrichtet hatte. Auch er hatte großen Zulauf, die Leute verwunderten sich, und kauften.

Er verließ das Gewühl, und ging vor's Thor, um recht lebhaft die ruhige Einsamkeit gegen das lärmende Geräusch zu empfinden. Als er unter den Bäumen auf- und ab ging, begegnete ihn wirklich Bolz, der Bildhauer. Jener erkannte ihn sogleich, sie gingen mit einander, und erzählten sich ihre Begebenheiten. Franz sagte: »ich hätte niemahls geglaubt, daß Ihr im Stande wäret, einen Mann zu verletzen, der Euch für seinen Freund hielt. Wie könnt Ihr die That entschuldigen?«

»O, junger Mann,« rief Augustin aus, »Ihr seyd entweder noch niemahls beleidigt, oder habt sehr wenig Galle in Euch. Roderigo ruhte mit seinen Schmähworten nicht eher, bis ich ihm den Stoß versetzt hatte, es war seine eigene Schuld. Er reitzte mich so lange, bis ich mich nicht mehr zurück halten konnte.«

Franz, der keinen Streit anfangen wollte, ließ die Entschuldigung gelten, und Bolz fragte ihn: wie lange er sich in der Stadt aufzuhalten gedächte. »Ich will morgen abreisen,« antwortete Sternbald. »Ich rathe Euch, etwas zu bleiben,« sagte der Bildhauer, »und wenn Ihr denn geneigt seyd, kann ich Euch eine einträgliche Arbeit nachweisen. Hier vor der Stadt liegt ein Nonnenkloster, in dem Ihr, wenn Ihr wollt, ein Gemahlde mit Oehl auf der Wand erneuern könnt. Man hat schon nach einem ungeschickten Mahler senden wollen, ich will Euch lieber dazu vorschlagen.«

Franz nahm den Antrag an, er hatte schon lange gewünscht, seinen Pinsel einmahl an größern Figuren zu üben. Bolz verließ ihn mit dem Versprechen, ihn noch am Abende wieder zu sehen.

Bolz kam zurück, als die Sonne schon unter gegangen war. Er hatte den Vertrag mit der Aebtissinn des Klosters gemacht, Sternbald war damit zufrieden. Sie gingen wieder vor die Stadt hinaus, Bolz schien unruhig, und etwas zu haben, das er

dem jungen Mahler gern mittheilen möchte; er brach aber immer wieder ab, und Sternbald, der im Geiste schon mit seiner Mahlerey beschäftigt war, achtete nicht darauf.

Es wurde finster. Sie hatten sich in die benachbarten Berge hinein gewendet, ihr Gespräch fiel auf die Kunst. »Ihr habt mich,« sagte Sternbald, »auf die unsterblichen Werke des großen Michael Angelo sehr begierig gemacht, Ihr haltet sie für das Höchste, was die Kunst bisher hervor gebracht hat.«

»Und hervor bringen kann!« rief Bolz aus, »es ist bey ihnen nicht von der oder der Vortrefflichkeit, von dieser oder jener Schönheit die Rede, sondern sie sind durchaus schön, durchaus vortrefflich. Alle übrigen Künstler sind gleichsam als die Vorbereitung, als die Ahndung zu diesem einzig großen Manne anzusehen: vor ihm hat noch keiner die Kunst verstanden, noch gewußt, was er mit ihr ausrichten soll.«

»Aber wie kommt es denn,« sagte Sternbald, daß auch noch Andere außer ihm verehrt werden, und daß noch niemand nach dieser Vollkommenheit gestrebt hat?«

»Das ist leicht einzusehen,« sagte der Bildhauer. »Die Menge will nicht die Kunst, sie will nicht das Ideal, sie will unterhalten und gereitzt seyn, und es versteht sich, daß die niedrigen Geister dieß weit

besser in's Werk zu richten wissen, weil sie selber mit den Geistesbedürfnissen der Menge, der Liebhaber und Unkenner vertraut sind. Sie erblicken wohl gar beym echten Künstler Mangel, und glauben über seine Fehler und Schwächen urtheilen zu können, weil er vorsetzlich das verschmäht hat, was ihnen an ihren Lieblingen gefällt. Warum kein Künstler noch diese Größe erstrebt hat? Wer hat den richtigen Begriff von seiner Kunst, nur das Beste zu wollen? Ja, wer von den Künstlern will denn überhaupt irgend was? Sie können sich ja nie von ihrem Talente Rechenschaft geben, das sie blindlings ausüben, sie sind ja zufrieden, wenn sie den leichtesten Wohlgefallen erregen, auf welchem Wege es auch sey. Sie wissen ja gar nicht, daß es eine Kunst gibt; woher sollen sie denn erfahren, daß diese Kunst eine höchste letzte Spitze habe. Mit Michael Angelo ist die Kunst erst geboren worden, und von ihm wird eine Schule ausgehen, welche die erste ist, und bald die einzige seyn wird.«

»Und wie meint Ihr,« fragte Franz, »daß dann die Kunst beschaffen seyn wird?«

»Man wird,« sagte Bolz, »die unnützen Bestrebungen, die schlechten Manieren ganz nieder legen, und nur dem allmächtigen Buonarotti folgen. Es ist n jeder ausgeübten Kunst natürlich, daß sie sich vollendet, wenn nur ein erhabener Geist aufgestanden ist, der den Irrenden hat zurufen können: dort hin, meine Freunde, geht der Weg! Das hat Buo-

narotti gethan, und man wird nachher nicht mehr zweifeln und fragen, was Kunst sey. In jeglicher Darstellung wird dann ein großer Sinn liegen, und man wird die gewöhnlichen Mittel verschmähen, um zu gefallen. Jetzt nehmen fast alle Künstler die Sinnen in Anspruch, um nur ein Interesse zur erregen, dann wird das Ideal verstanden werden.«

Indem war es ganz dunkel geworden. Der Mond stieg eben unten am Horizonte herauf, sie hatten schon fern her Hammerschläge gehört, jetzt standen sie vor einer Eisenhütte, in der gearbeitet wurde. Der Anblick war schön; die Felsen standen schwarz umher, Schlacken lagen aufgehäuft, dazwischen einzelne grüne Gesträuche, fast unkenntlich in der Finsterniß. Vom Feuer und dem funkelnden Eisen war die offene Hütte erhellt, die hämmernden Arbeiter, ihre Bewegungen, alles glich bewegten Schatten, die von dem hellglühenden Erzklumpen angeschienen wurden. Hinten war der wild bewachsene Berg so eben sichtbar, auf dem alte Ruinen auf der Spitze vom aufgehenden Monde schon beschimmert waren: Gegenüber waren noch einige leichte Streifen des Abendrothes am Himmel.«

Bolz rief aus: »Seht den schönen, bezaubernden Anblick!«

Auch Sternbald war überrascht, er stand eine Weile in Gedanken und schwieg, dann rief er aus:

»Nun, mein Freund, was könntet Ihr sagen, wenn Euch ein Künstler auf einem Gemählde diese wunderbare Scene darstellte? Hier ist keine Handlung, kein Ideal, nur Schimmer und verworrene Gestalten, die sich fast wie unkenntliche Schatten bewegen. Aber wenn Ihr dieß Gemählde sähet, würdet Ihr Euch nicht mit mächtiger Empfindung in den Gegenstand hinein sehnen? Würde er die übrige Kunst und Natur nicht auf eine Zeit lang aus Eurem Gedächtnisse hinweg rücken, und was wollt Ihr mehr? Diese Stimmung würde dann so wie jetzt Euer ganzes Inneres durchaus ausfüllen, Euch bliebe nichts zu wünschen übrig, und doch wäre es nichts weiter, als ein künstliches, fast tändelndes Spiel der Farben. Und doch ist es Handlung, Ideal, Vollendung, weil es das im höchsten Sinne ist, was es seyn kann, und so kann jeder Künstler an sich der Trefflichste seyn, wenn er sich kennt und nichts Fremdartiges in sich hinein nimmt. Wahrlich! es ist, als hätte die alte Welt sich mit ihren Wundern aufgethan, als ständen dort die fabelhaften Cyclopen vor uns, die für Mars oder Achilles die Waffen schmiedeten. Die ganze Götterwelt kommt dabey in mein Gedächtniß zurück; ich sehe nicht nur, was vor mir ist, sondern die schönsten Erinnerungen entwickeln sich im Innern meiner Seele, alles wird lebendig und wach, was seit lange schlief. Nein, mein Freund, ich bin innigst

überzeugt, die Kunst ist wie die Natur, sie hat mehr als eine Schönheit.«

Bolz war still, beyde Künstler ergetzten sich lange an dem Anblick, dann suchten sie den Rückweg nach der Stadt. Der Mond war indeß herauf gekommen, und glänzte ihnen ~~im vollen~~ Lichte entgegen, durch die Hohlwege, die sie durchkreutzten, über die feuchte Wiese herüber, von den Bergen in zauberischen Widerscheinen. Die ganze Gegend war in eine Masse verschmolzen, und doch waren die verschiedenen Gründe leicht gesondert, mehr angedeutet, als ausgezeichnet; keine Wolke war am Himmel, es war, als wenn sich ein Meer mit unendlich goldenen Glanzwogen sanft über Wiese und Wald ausströmte, und herüber nach dem Felsen bewegte.«

»Könnten wir nur die Natur genau nachahmen,« sagte Sternbald, »oder begleitete uns diese Stimmung nur so lange, als wir an einem Werke arbeiten, um in frischer Kraft, in voller Neuheit das hin zu stellen, was wir jetzt empfinden, damit auch Andre so davon ergriffen würden, wahrlich, wir könnten oft Handlung und Composition entbehren, und doch eine große, herrliche Wirkung hervor bringen!«

Bolz wußte nicht recht, was er antworten sollte, er mochte nicht gern nachgeben, und doch konnte er Franz jetzt nicht widerlegen; sie stritten hin und her, und verwunderten sich endlich, daß sich die Stadt

nicht erscheinen sahen. Bolz suchte nach dem Wege und ward endlich inne, daß er sich verirrt habe. Beyde Wanderer wurden verdrießlich, denn sie waren müde, und sehnten sich nach dem Abendessen, aber es schoben sich immer mehr Gebüsche zwischen sie, immer neue Hügel, und der blendende Schimmer des Mondes erlaubte ihnen keine Aussicht. Der Streit über die Kunst hörte auf, sie dachten nur darauf, wie sie sich wieder zurecht finden wollten. Bolz sagte: »Seht, mein Freund, über die Kunst haben wir die Natur vernachlässigt; wollt Ihr Euch noch so in eine Gegend hinein sehnen, aus der wir uns so gern wieder heraus wickeln möchten? Jetzt gäbt Ihr alle Ideale und Kunstwörter für eine gute Ruhestelle hin.«

»Wie Ihr auch sprecht,« sagte Sternbald, »davon kann ja gar nicht die Rede seyn. Wir haben uns durch Eure Schuld verirrt, und es steht Euch nicht zu, nun noch zu spotten.«

Sie setzten sich ermüdet auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes nieder. Franz sagte: »Wir werden hier wohl übernachten müssen, denn ich sehe noch keinen möglichen Ausweg.«

»Gut denn!« rief Bolz aus, »wenn es die Noth so haben will, so wollen wir uns auch in die Noth finden. Wir wollen sprechen, Lieder singen, und schlafen, so gut es sich thun läßt. Mit dem Aufgange der Sonne sind wir dann wieder munter, und

kehren zur Stadt zurück. Fanget Ihr an zu singen.«

Sternbald sagte: »Da wir nichts Besseres zu thun wissen, will ich Euch ein Lied von der Einsamkeit singen, es schickt sich gut zu unserm Zustande.«

Ueber mir das hell gestirnte Himmelsdach,
Alle Menschen dem Schlafe ergeben,
Ruhend von dem mühevollen Leben,
Ich allein, allein im Hause wach.

Trübe brennt das Licht herunter;
Soll ich aus dem Fenster schauen,
Hinüber nach den fernen Auen?
Meine Augen bleiben munter.

Soll ich mich im Strahl ergehen,
Und des Mondes Aufgang suchen?
Sieh', er flimmmert durch die Buchen,
Weiden am Bach im Golde stehen.

Ist es nicht, als käme aus den Weiden,
Ach, ein Freund, den ich lange nicht geseh'n,
Ach, wie viel ist schon seither gescheh'n,
Seit dem qualenvollen, bittrın Scheiden!

An den Busen will ich ihn mächtig drücken,
Sagen, was so oft mir gebangt,

Wie mich inniglich nach ihn verlangt,
Und ihm in die süßen Augen blicken,

Aber der Schatten bleibt dort unter den Zweigen,
Ist nur Mondenschein,
Kommt nicht zu mir herein,
Dich als Freund zu zeigen.

Ist auch schon gestorben und begraben,
Und vergess' es jeden Tag,
Weil ich's so übergerne vergessen mag;
Wie kann ich ihn denn in den Armen haben?

Geht der Fluß murmelnd durch die Klüfte,
Sucht die Ferne nach eigner Melodie,
Unermüdet sprechend spät und früh:
Weh'n vom Berge schon September-Lüfte.

Töne fallen von oben in die Welt,
Lust'ge Pfeifen, fröhliche Schalmey'n,
Ach, sollten es Bekannte seyn?
Sie wandern zu mir übers Feld.

Fernab ertönen sie, keiner weiß von mir,
Alle meine Freunde mich verlassen,
Die mich liebten, jetzt mich hassen,
Kümmert sich keiner, daß ich wohne hier

Zieh'n mit Netzen oft lustig am See,
Höre oft das ferne Gelach;
Seufze mein kümmerlich Ach!
Thut mir der Busen so weh.

Ach, wo bist du Bild geblieben,
Engelsbild vom schönsten Kind?
Keine Freuden übrig sind,
Unterstand mich, dich zu lieben.

Hast den Gatten längst gefunden,
Wie der fernste Silberschein,
Fällt mein Nahme dir wohl ein,
Nie in deinen guten Stunden.

Und das Licht ist ausgegangen,
Sitze in der Dunkelheit,
Denke, was mich sonst gefreut,
Als noch Nachtigallen sangen.

Ach! und warst nicht einsam immer?
Keiner, der dein Herz verstand,
Keiner sich zu dir verband,
Geh auch unter Mondesschimmer!

Lösche, lösche letztes Licht!
Auch wenn Freunde mich umgeben,
Führ ich doch einsames Leben:
Lösche, lösche letztes Licht,
Der Unglückliche braucht dich nicht.

Indem hörten sie nicht weit von sich eine Stimme singen:

Wer lustigen Muth zur Arbeit trägt,
Und rasch die Arme stets bewegt,
Sich durch die Welt noch immer schlägt.
Der Träge sitzt, weiß nicht, wo aus,
Und über ihm stürzt ein das Haus,
Mit vollen Segeln munter
Fährt der Frohe das Leben hinunter.

Der Singende war ein Kohlenbrenner, der jetzt näher kam. Bolz und Sternbald gingen auf ihn zu, sie standen seiner Hütte ganz nahe, ohne daß sie es bemerkt hatten. Er war freundlich, und both ihnen von freyen Stücken sein kleines Haus zum Nachtlager an. Die beyden Ermüdeten folgten ihm gern.

Drinnen war ein kleines Abendessen zurecht gemacht, kein Licht brannte, aber einige Späne, die auf dem Herde unterhalten wurden, erleuchteten die Hütte. Eine junge Frau war geschäftig, den Fremden einen Sitz auf einer Bank zu bereiten, die sie an den Tisch schob. Alle setzten sich nieder, und aßen aus derselben Schüssel; Franz saß neben der Frau des Köhlers, die ihn mit lustigen Augen zum Essen nöthigte. Er fand sie artig, und bewunderte die Wirkung des Lichtes auf die Figuren.

Der Köhler erzählte viel vom nahen Eisenhammer, für die er die meisten Kohlen lieferte, er hatte noch so spät einen Weiler besucht. Ein kleiner Hund

gesellte sich zu ihnen, und war äußerst freundlich; die Frau, die lebhaft war, spielte und sprach mit ihm, wie mit einem Kinde. Sternbald fühlte in der Hütte wieder die ruhigen, frommen Empfindungen, die ihn schon so oft beglückt hatten; er prägte sich die Figuren und Erleuchtung seinem Gedächtnisse ein, um einmahl ein solches Gemählde darzustellen.

Als sie mit dem Essen beynahe fertig waren, klopfte noch jemand an die Thür, und eine klägliche Stimme flehte um nächtliche Herberge. Alle verwunderten sich, der Köhler öffnete die Hütte, und Sternbald erstaunte, als er den Pilgrim herein treten sah. Der Köhler war gegen den Wallfahrter sehr ehrerbiethig, es wurde Speise herbey geschafft, die Stube heller gemacht. Der Pilgrim erschrak, als er hörte, daß er der Stadt so nahe sey, er hatte sie schon seit zwey Tagen verlassen, sich auf eine unbegreifliche Art verirrt, und bey allen Zurechtweisungen immer den unrechten Weg ergriffen, so, daß er jetzt kaum eine halbe Meile von dem Orte entfernt war, von dem er ausging.

Der Wirth erzählte noch allerhand, die junge Frau war geschäftig, der Hund war gegen Sternbald sehr zuthunlich. Nach der Mahlzeit wurde für die Fremden eine Streu zubereitet, auf der sich der Wallfahrter und Bolz sogleich ausstreckten. Franz war gegen sein Erwarten munter. Der Köhler und seine Frau gingen nun auch zu Bette, der Hund

ward nach seiner Behausung auf den kleinen Hof gebracht, Sternbald blieb bey den Schlafenden allein.

Der Mond sah durch das Fenster, in der Einsamkeit fiel des Bildhauers Gesicht dem Wachenden auf, es war eine Physiognomie, die Heftigkeit und Ungestüm ausdrückte. Franz begriff es nicht, wie er seinen anfänglichen Widerwillen gegen diesen Menschen so habe überwinden können, daß er jetzt mit ihm umgebe, daß er sich ihm sogar vertraue.

Bolz schien unruhig zu schlafen, er warf sich oft umher, ein Traum ängstigte ihn. Franz vergaß beynahe, wo er war, denn alles umher erhielt eine sonderbare Bedeutung. Seine Phantasie ward erhitzt, und es währte nicht lange, so glaubte er sich unter Räubern zu befinden, die es auf sein Leben angesehen hätten, jedes Wort des Kohlenbrenners, dessen er sich nur erinnerte, war ihm verdächtig, er erwartete es ängstlich, wie er mit seinen Spießgesellen wieder aus der Thüre heraus kommen würde, um sie im Schlafe umzubringen und zu plündern. Ueber diese Betrachtungen schlief er ein, aber ein fürchterlicher Traum ängstigte ihn noch mehr: er sah die entsetzlichsten Gestalten, die seltsamsten Wunder, er erwachte unter drückenden Beklemmungen.

Am Himmel sammelten sich Wolken, auf welche die Strahlen des Mondes fielen, die Bäume vor der Hütte bewegten sich. Um sich zu zerstreuen, schrieb er folgendes in seine Schreibtafel nieder:

Die Phantasie.

Wer ist dort, der alte Mann,
In einer Ecke fest gebunden,
Daß er sich nicht rührt und regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sieht und erkundet jene Miene.
Der Alte ist verdrüßlich,
Um ihn in tausend Falten
Ein weiter Mantel geschlagen.

Es ist der launige Phantasus,
Ein wunderlicher Alter,
Folgt stets seiner närrischen Laune,
Sie haben ihn jetzt fest gebunden,
Daß er nur seine Possen läßt,
Vernunft im Denken nicht stört,
Den armen Menschen nicht irrt,
Daß er sein Tagsgeschäft
In Ruhe vollbringe,
Mit dem Nachbar verständig spreche,
Und nicht wie ein Thor erscheine.
Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn.
Immer tändelt er mit dem Spielzeug,
Und kramt es aus, und lärmt damit,
So wie nur nicht nach ihm gesehen wird.

Der alte Mann schweigt und runzelt die Stirn,
Als wenn er die Rede ungern vernähme,
Schilt gern alles langweilig,
Was in seinen Kram nicht taugt.

Der Mensch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indeß stets von ihm gethan;
Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
Steh'n Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel auf,
Da sie den Schimmer merken,
Vernunft muß ruh'n, und wird zu Bett gebracht;
Schlummer singt ihr ein Wiegenlied:
Schlaf ruhig, mein Kind, morgen ist auch noch ein Tag.
Mußt nicht alles auf einmahl denken,
Bist unermüdet, und das ist schön,
Wirst auch immer weiter kommen,
Wirst deinem lieben Menschen Ehre bringen,
Er schätzt dich auch über alles,
Schlaf ruhig, schlaf ein. —
Wo ist meine Vernunft geblieben? sagt der Mensch,
Geh Erinnerung, und such sie auf.
Erinnrung geht, und trifft sie schlafend,
Gefällt ihr die Ruhe auch,
Nickt über der Gefährtinn ein.
Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frey machen,
Denkt der Mensch, und fürchtet sich schon.
Da kömmt der Schlaf zum Alten geschlichen,
Und sagt: mein Bester, du mußt erlahmen,
Wenn dir die Glieder nicht frey gemacht werden,
Pflicht, Vernunft und Verstand bringen dich ganz herunter,
Und du bist gutwillig wie ein Kind. —
Indem macht der Schlaf ihm schon die Hände los,
Und der Alte schmunzelt: sie haben mir viel zu danken,
Mühsam hab' ich sie erzogen,
Aber nun verachten sie mich alten Mann,
Meinen, ich würde kindisch,
Sey zu gar nichts zu gebrauchen.

Du, mein Liebster, nimmst dich mein noch an,
Wir beyde bleiben immer gute Kameraden.
Der Alte steht auf, und ist der Banden frey,
Er schüttelt sich vor Freude:
Er breitet den weiten Mantel aus,
Und aus allen Falten stürzen wunderbare Sachen,
Die er mit Wohlgefallen aufsieht.
Er kehrt den Mantel um, und spreitet ihn weit umher
Eine bunte Tapette ist die untre Seite.
Nun hantiert Phantasus in seinem Zelte,
Und weiß sich vor Freuden nicht zu lassen.
Aus Glas und Krystallen baut er Schlösser,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge gucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln,
Unten gehen Fontainen im Garten spazieren,
Aus Röhren-sprudeln Blumen in die Luft,
Dazu singt der Alte ein seltsam Lied,
Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Mensch sieht seinen Spielen zu,
Und freut sich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Wesen herrlich macht.
Spricht: fahre fort, mein lieber Alter.
Und der Alte läßt sich nicht lange bitten.
Schreiten Geistergestalten heran,
Zieht die kleinen Marionetten an Fäden,
Und läßt sie aus der Ferne größer scheinen.
Tummeln sich Reiter und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendröthen und Mondschein geh'n durch einander,
Verschämte Schönen sitzen in Lauben,
Die Wangen roth, der Busen weiß,
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.

Ein Heer von Koboldert lärmt und tanzt,
Alte Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der greise Nestor, versammeln sich zum Spiel,
Und entzweyen sich wie die Knaben. —
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er spricht und singt: Laß deine Thaten fahren,
Dein Streben, Mensch, deine Grübeley'n,
Sieh, ich will dir goldne Kegel schenken,
Ein ganzes Spiel, und silberne Kugeln dazu,
Männerchen, die von selbst immer auf den Beinen stehn,
Warum willst du dich des Lebens nicht freu'n?
Dann bleiben wir beysammen,
Vertreiben mit Gespräch die Zeit,
Ich lehre dich tausend Dinge,
Von denen du noch nichts weißt. —
Das blinkende Spielwerk sticht dem Menschen in die Augen,
Er reckt die Hände gierig aus,
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reibt die Augen und gähnt und dehnt sich:
Wo ist mein lieber Mensch?
Ist er zu neuen Thaten gestärkt? so ruft sie.
Der Alte hört die Stimme, und fängt an zu zittern,
Der Mensch schämt sich, läßt Kegel und Kugel fallen,
Vernunft tritt in's Gemach.
Ist der alte Wirrwarr schon wieder los geworden?
Ruft Vernunft aus, läßt du dich immer wieder locken
Von dem kind'schen Greise, der selber nicht weiß,
Was er beginnt? —
Der Alte fängt an zu weinen,
Der Mantel weder umgekehrt,
Ihm um die Schultern gehängt,

Arm' und Beine fest gebunden.
Sitzt wieder grämlich da.
Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm alles wieder in's Kleid gesteckt,
Und Vernunft macht 'ne drohende Miene.
Der Mensch muß an die Geschäfte geh'n,
Sieht den Alten nur von der Seite an,
Und zuckt die Schultern über ihn.
Warum verführt ihr mir den lieben Menschen!
Grämelt der alte Phantasus,
Ihr werdet ihn matt und todt noch machen,
Wird vor der Zeit kindisch werden,
Sein Leben nicht genießen.
Sein bester Freund sitzt hier gebunden,
Der es gut mit ihm meint.
Er verzehrt sich, und möcht' es gern mit mir halten,
Aber ihr Ueberklugen
Habt ihm meinen Umgang verleidet,
Und wißt nicht, was ihr mit ihm wollt.
Schlaf ist weg, und keiner steht mir bey.

Der Morgen brach indessen an, die Uebrigen im Hause wurden munter, und Franz las dem Bildhauer seine Verse vor, der darüber lachte und sagte: »Auch dieß Gedicht, mein Freund, rührt vom Phantasus her, man sieht es ihm wohl an, daß es in der Nacht geschrieben ist, dieser Mann hat, wie es scheint Spott und Ernst gleich lieb.«

Das dunkle Gemach wurde erhellt, der Köhler trat mit seiner Frau herein. Franz lächelte über seine nächtliche Einbildung, er sah nun die Thür, die er immer gefürchtet hatte, deutlich vor sich stehen, nichts Furchtbares war an ihr sichtbar. Die Gesellschaft frühstückte, wobey der muntere Köhler noch allerhand erzählte. Er sagte, daß in einigen Tagen eine Nonne im benachbarten Kloster ihr Gelübde ablegen würde, und daß sich dann zu dieser Feyerlichkeit alle Leute aus der umliegenden Gegend versammelten. Er beschrieb die Zeremonien, die dabey vorfielen, er freute sich auf das Fest, Sternbald schied von ihm und dem Pilgrim, und ging mit dem Bildhauer zur Stadt zurück.

Sternbald ließ sich im Kloster melden, er ward der Aebtissinn vorgestellt, er betrachtete das alte Gemählde? das er auffrischen sollte. Es war die Geschichte der heiligen Genovefa, wie sie mit ihrem Sohne unter einsamen Felsen in der Wildniß sitzt, und von freundlichen, liebkosenden Thieren umgeben ist. Das Bild schien alt, er konnte nicht das Zeichen eines ihm bekannten Künstlers entdecken. Denksprüche gingen aus dem Munde der Heiligen, ihres Sohnes und der Thiere, die Composition war einfach und ohne Künstlichkeit, das Gemählde sollte nichts als den Gegenstand auf die einfältigste Weise ausdrücken. Sternbald war Willens, die Buchstaben zu verlöschen und den Ausdruck der Figur zu er-

höhen, aber die Aebtissinn sagte: »Nein, Herr Mahler, Ihr müßt das Bild im Ganzen so lassen, wie es ist, und um Alles ja die Worte stehen lassen. Ich mag es durchaus nicht, wenn ein Gemählde zu zierlich ist.«

Franz machte ihr deutlich, wie diese weißen Zettel alle Täuschung aufhöben und unnatürlich wären, ja, wie sie gewisser Maßen das Gemählde vernichteten, aber die Aebtissinn antwortete: »Dieß alles ist mir sehr gleich, aber eine geistliche, bewegliche Historie muß durchaus nicht auf eine ganz weltliche Art ausgedrückt werden, Reitz, und was ihr Mahler Schönheit nennt, gehört gar nicht in ein Bild, das zur Erbauung dienen und heilige Gedanken erwecken soll. Mir ist hier das Steife, Altfränkische viel erwünschter, dieß schon trägt zu einer gewissen Erhebung bey. Die Worte sind aber eigentlich die Erklärung des Gemähldes, und diese gottseligen Betrachtungen könnt Ihr nimmermehr durch den Ausdruck der Mienen ersetzen. An der so genannten Wahrheit und Täuschung liegt mir sehr wenig; wenn ich mich einmahl davon überzeugen kann, daß ich hier in der Kirche diese Wildniß mit Thieren und Felsen antreffe, so ist es mir ein kleines, auch anzunehmen, daß diese Thiere sprechen, und daß ihre Worte hingeschrieben sind, wie sie selbst nur gemahlt sind. Es entsteht dadurch etwas Geheimnißvolles, wovon ich nicht gut sagen kann, worin es liegt. Die übertrie-

denen Mienen und Gebehrden aber sind mir zuwider. Wenn die Mahler immer bey dieser alten Methode bleiben, so werden sie sich auch stets in den Schranken der guten Sitten halten, denn dieser Ausdruck mit Worten führt gleichsam eine Aufsicht über ihr Werk. Ein Gemählde ist und bleibt eine gut gemeinte Spielerey, und darum muß man sie auch niemahls zu ernsthaft treiben.«

Franz ging betrübt hinweg, er wollte am folgenden Morgen anfangen. Das Gerüst wurde eingerichtet, die Farben waren zubereitet; als er in der Kirche oben allein stand und in die trüben Gitter hinein sah, fühlte er sich unbeschreiblich einsam, er lächelte über sich selber, daß er den Pinsel in der Hand führe. Er fühlte, daß er nur als Handwerker gedungen sey, etwas zu machen, wobey ihm seine Kunstliebe, ja sein Talent völlig überflüssig war. »Was ist bis jetzt von mir geschehen?« sagte er zu sich selber, »in Antwerpen habe ich einige Conterfeye ohne sonderliche Liebe gemacht, die Gräfinn und Roderigo nachher gemahlt, weil sie in ihn verliebt war, und nun stehe ich hier, um Denksprüche, schlecht geworfene Gewänder, Hirsche und Wölfe neu anzustreichen.«

Indem hatten sich die Nonnen zur Hora versammelt, und ihr feiner, wohlklingender Gesang schwung sich wundersam hinüber, die erloschene Genovefa schien darnach hin zu hören, die gemahlten

Kirchenfenster ertönten. Eine neue Lust erwachte in Franz, er nahm Pallette und Pinsel mit frischem Muth und färbte Genovefens dunkles Gewand. »Warum sollte ein Mahler,« sagte er zu sich, »nicht allenthalben auch am unwürdigen Orte Spuren seines Daseyns lassen? Er kann allenthalben ein Monument seiner schönen Existenz schaffen, vielleicht daß doch ein seltener, zarter Geist ergriffen und gerührt wird, ihm dankt, und aus den Trübseligkeiten sich eine schöne Stunde hervor sucht. Er nahm sich nähmlich vor, in dem Gesichte der Genovefa das Bildniß seiner theuern Unbekannten abzuschildern, so viel es ihm möglich war. Die Figuren wurden ihm durch diesen Gedanken theurer, die Arbeit lieber.

Er suchte in seiner Wohnung das Bildniß hervor, das ihm der alte Mahler gegeben hatte, er sah es an, und Emma stand unwillkührlich vor seinen Augen, Sein Gemüth war wunderbar beängstigt, er wußte nicht, wofür er sich entscheiden solle. Dieser Liebreitz, diese Heiterkeit seiner Phantasie bey Emmas Angedenken, die lüsternen Bilder und Erinnerungen, die sich ihm offenbarten, und dann das Zauberlicht, das ihm aus dem Bildnisse des theuren Angesichts aus herrlicher Ferne entgegen leuchtete, die Gesänge von Engeln, die ihn dorthin riefen, die schuldlose Kindheit, die wehmüthige Sehnsucht, das Goldenste, Fernste und Schönste, was er erwünschen und erlangen konnte, daneben Sebastians Freude und Erstaunen, — dazwischen das Grab.

Die Verworrenheit aller dieser Vorstellungen bemächtigte sich seiner so sehr, daß er zu weinen anfing, und keinen Gedanken erhaschte, der ihn trösten konnte. Ihm war, als wenn seine innerste Seele in den brennenden Thränen sich aus seinen Augen hinaus weinte, als wenn er nachher nichts wünschen und hoffen dürfte, und nur ungewisse, irrende Reue ihn verfolgen könne. Seine Kunst, sein Streben, ein edler Künstler zu werden, sein Wirken und Werden auf der Erde erschien ihm als etwas Armseliges, Kaltes, und jämmerlich Dürftiges. In Dämmerung gingen die Gestalten der großen Meister an ihm vorüber, er mochte nach keinem mehr die Arme ausstrecken; alles war schon vorüber und geendigt, wovon er noch erst den Anfang erwartete.

Er schweifte durch die Stadt, und die bunten Häuser, die Brücken, die Kirchen mit ihrer künstlichen Steinarbeit, nichts reitzte ihn, es genau zu betrachten, es sich einzuprägen, wie er sonst so gern that; in jedem Werke schaute ihn Vergänglichkeit und zweckloses Spiel mit trüben Augen, mit spöttischer Miene an. Die Mühseligkeit des Handwerkers, die Aemsigkeit des Kaufmanns, das trostlose Leben des Bettlers darneben schien ihm nun nicht mehr, wie immer, durch große Klüfte getrennt: sie waren Figuren und Verzierungen von einem großen Gemählde; Wald, Bergstrom, Gebirge, Sonnenaufgang waren Anhang zur trüben, dunkeln Histo-

rie, die Dichtkunst, die Musik machten, die Worte und Denksprüche, die mit ungeschickter Hand hinein geschrieben wurden. »Jetzt weiß ich,« rief er im Unmuthe aus, »wie dir zu Muthe ist, mein vielgeliebter Sebastian, erst jetzt lese ich aus mir selber Deinen Brief, erst jetzt entsetze ich mich darüber, daß du Recht hast. So kann keiner dem Andern sagen und sprechen, was er denkt; wenn wir selbst wie todte Instrumente, die sich nicht beherrschen können, so angeschlagen werden, daß wir dieselben Töne angeben, dann glauben wir den Andern zu vernehmen.

Die Melodie des Liedes von der Einsamkeit kam ihm in's Gedächtniß, er konnte es nicht unterlassen, das Gedicht leise vor sich hin zu singen, wobey er immer durch die Straßen lief, und sich endlich in das Getümmel des Marktes verlor.

Er stand im Gedränge still, und ihm fiel bey, daß vielleicht keiner von den hier bewegten unzähligen Menschen seine Gedanken und seine Empfindungen kenne, daß er schon oft selbst ohne Arg herumgewandert sey, daß er auch vielleicht in wenigen Tagen alles vergessen habe, was ihn jetzt erschüttere, und er sich dann wohl wieder klüger und besser als jetzt vorkomme. Wenn er so in sein bewegtes Gemüth sah, so war es, als wenn er in einen unergründlichen Strudel hinab schaute, wo Woge Woge drängt und schäumt, und man doch keine Welle sondern kann, wo alle Fluthen sich verwirren und tren-

nen, und immer wieder durch einander wirbeln, ohne Stillstand, ohne Ruhe, wo dieselbe Melodie sich immer wiederhohlt, und doch immer neue Abwechselung ertönt: kein Stillstand, keine Bewegung, ein rauschendes, tosendes Räthsel, eine endlose, endlose Wuth des erzürnten, stürzenden Elements.

Kaufer und Verkäufer schrien und lärmten durcheinander, Fremde, die sich zurecht fragten, Wagen, die sich gewaltsam Platz machten. Alle Arten von Eßwaaren umher gelagert, Kinder und Greise im Gewühle, alle Stimmen und Zungen zum verwirrten Unisono vereinigt. Nach der andern Seite drängte sich das Volk voll Neugier, und Franz ward von dem ungestümen Strome mit ergriffen und fort gezogen, er bemerkte es kaum, daß er von der Stelle kam.

Als er näher stand, hörte er durch das Geräusch der Stimmen, durch die öftere Unterbrechung, Fragen, Antworten und Verwunderung folgendes Lied singen:

Wie über Matten
Die Wolke zieht,
So auch der Schatten
Vom Leben flieht.

Die Jahre eilen,
Kein Stillestand
Und kein Verweilen,
Sie hält kein Band.

Nur Freude kettet
Das Leben hier,
Der Frohe rettet
Die Zeiten schier.

Ihm sind die Stunden,
Was Jahre sind,
Sind nicht verschwunden
Wer so gesinnt.

Ihm sind die Küsse
Der goldne Wein,
Noch 'mahl so süße
Im Sonnenschein.

Ihm naht kein Schatten,
Vergänglichkeit,
Für ihn begatten
Sich Freud' und Zeit.

Drum nehmt die Freude,
Und sperrt sie ein,
Dann müßt ihr beyde
Unsterblich seyn.

Es war ein Mädchen, die dieses Lied absang, indem kam Franz durch eine unvermuthete Wendung

dicht an die Sängerinn zu stehen, das Gedränge preßte ihn an sie, und indem er sie genau betrachtete, glaubte er Lodovico zu erkennen. Jetzt hatte ihn der Strom von Menschen wieder entfernt, und er konnte daher seiner Sache nicht gewiß seyn, ein Leyerkasten fiel ihm mit seinen schwerfälligen Tönen in die Ohren, und eine andere Stimme sang:

Aus Wolken kommt die frohe Stunde,
O Mensch gesunde,
Laß Leiden seyn und Bangigkeit,
Wenn Liebchens Kuß dein Herz erfreut.

In Küssen webt ein Zaubersegen,
Drum sey verwegen,
Was schadet's, wenn der Donner rollt,
Wenn nur der rothe Mund nicht schmollt.

Franz war erstaunt, denn er glaubte in diesem begleitenden Sänger Florestan zu erkennen. Er war wie ein alter Mann gestaltet, und verstellte, wie Sternbald glaubte, auch seine Stimme; doch war er noch zweifelhaft. — In kurzer Zeit hatte er beyde aus den Augen verloren, so sehr er sich auch bemühte, sich durch die Menschen hindurch zu drängen.

Die beyden Gestalten lagen ihm immer im Sinne, er ging zum Kloster zurück, aber er konnte sie nicht vergessen, er wollte sie wieder aufsuchen, aber es war vergebens. Indem er mahlte, kam die Aebtissinn mit einigen Nonnen hinzu, um ihm bey der Arbeit zuzusehen, die größte von ihnen schlug den Schleyer zurück, und Franz erschrak über die Schönheit, über die Majestät eines Angesichts, die ihm plötzlich in die Augen fielen. Diese reine Stirn, diese großen, dunkeln Augen, das schwermüthige, unaussprechlich süße Lächeln der Lippen nahm sein Auge gleichsam mit Gewalt gefangen, sein Gemählde, jede andere Gestalt kam ihm gegen diese Herrlichkeit trübe und unscheinbar vor. Er glaubte auch noch nie einen so schlanken Wuchs gesehen zu haben, ihm fielen ein paar Stellen aus alten Gedichten ein, wo der Dichter von der siegenden Gewalt der Allerholdseligsten sprach, von der unüberwindlichsten Waffenrüstung ihrer Schöne. — Ein altes Lied sagte:

Laß mich los, um Gottes Willen,
Gib mich armen Sclaven frey,
Laß die Augen dir verhüllen,
Daß ihr Glanz nicht tödtlich sey.

Mußt du mich in Ketten schleifen,
Stärker, als von Demantstein?
Muß das Schicksal mich ergreifen,
Ich ihr Kriegsgefang'ner seyn? —

»Wie,« dachte Sternbald, »muß dem Manne seyn, dem sich diese Arme freundlich öffnen? dem dieser heilige Mund und Kuß entgegen bringt? Die Grazie dieser übermenschlichen Engelsgestalt ganz sein Eigenthum!«

Die Nonne betrachtete das Gemählde und den Mahler in einer nachdenklichen Stellung, keine ihrer Bewegungen war lebhaft, aber wider Willen ward das Auge nachgezogen, wenn sie ging, wenn sie die Hand erhob, das Auge war entzückt, in den Linien mit zu gehen, die sie beschrieb. Franz gedachte an Roderigo's Worte, der von der Gräfinn gesagt hatte, daß sie in Bewegungen Musik schrieb, daß jede Biegung der Gelenke ein Wohllaut sey.

Sie gingen fort, der Gesang der Nonnen erklang wieder. Franz fühlte sich verlassen, daß er nicht neben der schönen Heiligen knien konnte, ganz in Andacht hin gegossen, die Augen dahin gerichtet, wohin die ihrigen blickten, er glaubte, daß das allein schon ein höchst seliges Gefühl seyn müsse, nur mit ihr dieselben Worte zu singen, zu denken. Wie widerlich waren ihm die Farben, die er auftragen, die Figuren, die er neu beleben sollte!

Auf den Abend sprach er den Bildhauer. Er schilderte ihm die Schönheit, die er gesehen hatte, Augustin schien beynahe eifersüchtig. Er erzählte, wie es dasselbe Mädchen sey, das in Kurzem das Gelübde ablegen werde, von welcher der Köhler ge-

sprochen habe, sie sey mit ihrem Stande unzufrieden, müsse sich aber dem Willen der Aeltern fügen. »Ihr habt Recht,« fuhr er gegen Franz fort, »wenn Ihr sie eine Heilige nennt, ich habe noch nie eine Gestalt gesehen, die etwas so Hohes, so Ueberirdisches ausgedrückt hätte. Und nun denkt Euch diesen züchtigen Busen entfesselt, diese Wangen mit Scham und Liebe kämpfend, diese Lippen in Küssen entbrannt, das große Auge der Trunkenheit dahin gegeben, dieß Himmlische des Weibes im Widerspruch mit sich selbst, und doch ihre schönste Bestimmung erfüllend, — o, wer auf weiter Erde ist denn glückseliger und gebenedeyter, als dieser ihr Geliebter? Höhere Wonne wird auf dieser magern Erde nicht reif, und wem diese bescheret ist, vergißt die Erde und sich, und Alles!»

Er schien noch weiter sprechen zu wollen, aber plötzlich brach er ab, und verließ Sternbald im unnützen Nachsinnen verloren!

Franz hatte noch keine seiner Arbeiten mit dieser Unentschlossenheit und Beklemmung gemacht, er schämte sich eigentlich seines Mahlens an diesem Orte, besonders in Gegenwart der majestätischen Gestalt. Sie besuchte ihn regelmäßig, und betrachtete ihn genau. Ihre Gestalt prägte sich jedes Mahl tiefer in seine Phantasie, er schied immer ungerner.

Die Mahlerey ging rascher fort, als er sich gedacht hatte. Die Genovefa machte er seiner theu-

ren Unbekannten ähnlich, er suchte den Ausdruck ihrer Physiognomie zu erhöhen, und den geistreichen Schmerz gut gegen die unschuldigen Gesichter der Thiergestalten abstechen zu lassen. Wenn die Orgel zuweilen ertönte, fühlte er sich wohl selbst in schauerlicher Einsamkeit entrückt, dann fühlte er Mitleid mit der Geschichte, die er darstellte, ihn erschreckte dann der wehmüthige Blick, den die Unbekannte von der Wand herab auf ihn warf, die Thiere mit ihren Denksprüchen rührten ihn innerlich. Aber fast immer sehnte er sich zu einer andern Arbeit hin.

Manchmahl glaubte er, daß die schöne Nonne ihn mit Theilnahme und Rührung betrachte, denn es schien zuweilen, als wenn sie jeden seiner Blicke aufzuhaschen suchte, so oft er die Augen auf sie wandte, begegnete er ihrem bedeutenden Blicke. Er wurde roth, der Glanz ihrer Augen traf ihn wie ein Blitz. Die Aebtissinn hatte sich an einem Morgen auf eine Weile entfernt, die übrigen Nonnen waren nicht zugegen, und Sternbald war gerade unten am Gemählde beschäftigt, als das schöne Mädchen ihm plötzlich ein Papier in die Hand drückte. Er wußte nicht, wie ihm geschah, er verbarg es schnell. Die wunderbarste Zeit des Alterthums mit allen ihren ungeheuren Mährchen, dünkte ihm, wäre ihm nahe getreten, hätte ihn berührt, und sein gewöhnliches Leben sey auf ewig völlig entschwunden. Seine Hand zitterte, sein Gesicht glühte, seine Augen irrten um-

her, und scheuten sich, den ihrigen zu begegnen. Er schwur ihr im Herzen Treue und feste Kühnheit, er unternahm jegliche Gefahr, ihm schien es Kleinigkeit, das Gräßlichste um ihretwillen zu unternehmen. Er sah im Geiste Entführung und Verfolgung vor sich, er flüchtete sich schon in Gedanken zu seiner Genovefa in die unzugängliche Wüste.

»Wer hätte das gedacht,« sagte er zu sich, »als ich zuerst den steinernen Fußboden dieses Klosters betrat, daß hier mein Leben einen neuen Anfang nehmen würde? daß mir das gelingen könne, was ich für das Unmöglichste hielt?«

Indem versammelten sich die Nonnen auf dem Chor, die Glocke schlug ihre Töne, die ihm in's Herz redeten, man ließ ihn allein, und der herzdurchdringende, einfache Gesang hob wieder an. Er konnte kaum athmen, so schienen ihm die Töne wie mit mächtigen Armen zu umfassen, und sich dicht an seine entzückte Brust zu drücken.

Als alles wieder ruhig war, als er sich allein befand, nahm er den Brief wieder hervor, seine Hand zitterte, als er ihn erbrechen wollte, aber wie erstaunte er, als er die Aufschrift: An Lodovico las! — Er schämte sich vor sich selber, er stand eine Weile tief nachsinnend, dann arbeitete er mit neuer Inbrunst am Antlitze seiner Heiligen weiter, er konnte den Zusammenhang nicht begreifen, alle seine Sinne verwirrten sich. Das Gemählde schien ihn mit seinen

alten Versen anzureden, Genovefa ihm seine Untreue, seinen Wankelmuth vorzuwerfen.

Es war Abend geworden, als er das Kloster verließ. Er ging über den Kirchhof nach dem Felde zu, als ihm wieder die dumpfen Leyertöne auffielen. Der Alte kam auf ihn zu, und nannte ihn bey Nahmen. Es war niemand anders, als Florestan.

Sternbald konnte sich vor Erstaunen nicht finden, aber jener sagte: »Sieh, mein Freund, dieß ist das menschliche Leben, wir nahmen vor Kurzem so wehmüthig Abschied von einander, und nun triffst du mich so unerwartet und bald wieder, und zwar als alten Mann. Sey künftig niemahls traurig, wenn du einen Freund verlässest. Aber hast du nichts an Lodovico abzugeben?«

Sternbald ahndete nun den Zusammenhang, mit zitternder Hand gab er ihm den Brief, den er von der Nonne empfangen hatte. Florestan empfing ihn freudig. Als Franz ihn weiter befragte, antwortete er lustig: »Sieh, mein Freund, wir sind jetzt auf Abenteuer, Lodovico liebt sie, sie ihn, in wenig Tagen will er sie entführen, alle Anstalten dazu sind getroffen, ich führe bey ihm ein Leben wie im Himmel, alle Tage neue Gefahren, die wir glücklich überstehen, neue Gegenden, neue Lieder und neue Gesinnungen.«

Franz wurde empfindlich. »Wie?« sagte er im Eifer, »soll auch sie ein Schlachtopfer seiner Ver-

führungskunst, seiner Treulosigkeit werden? Nimmermehr!«

Rudolph hörte darauf nicht, sondern bath ihn, nur einen Augenblick zu verweilen, er müsse Lodovico sprechen, würde aber sogleich zurück kommen. Vor allen Dingen aber solle er dem Bildhauer Bolz nicht ein Wort davon entdecken.

Franz blieb allein, und konnte sich über sich selbst nicht zufrieden geben, er wußte nicht, was er zu allem sagen solle. Er setzte sich unter einem Baume nieder, und Rudolph kam nach kurzer Zeit zurück. »Hier, mein liebster Freund,« sagte dieser, diesen Zettel mußt du morgen deiner schönen Heiligen übergeben, er entscheidet ihr Schicksal.«

»Wie? rief Franz bewegt aus, »soll ich mich dazu erniedrigen, das herrlichste Geschöpf vernichten zu helfen? Und du Rudolph kannst mit diesem Gleichmuthe ein solches Unternehmen beginnen? Nein, mein Freund, ich werde sie vor dem Verführer warnen, ich werde ihr rathen, ihn zu vergessen, wenn sie ihn liebt, ich werde ihr erzählen, wie er gesinnt ist.«

»Sey nicht unbesonnen,« sagte Florestan, »denn du schadest dadurch dir und allen. Sie liebt ihn, sie zittert vor dem Tage ihrer Einkleidung, die Flucht ist ihr freyer Entschluß, was geht dich das Uebrige an? Und Lodovico wird und kann ihr nicht niedrig begegnen. — Seit er sie kennt, ist er, möchte ich

sagen, durchaus verändert. Er bethet sie an, wie ein himmlisches, überirdisches Wesen, er will sie zu seiner Gattinn machen, und ihr die Treue seines Lebens widmen. Aber lebe wohl, ich habe keine Zeit zu verlieren, sprich zum Bildhauer kein Wort, ich lasse dir den Brief, denn du bist mein und Lodovico's Freund, und wir trauen dir beyde keine Schändlichkeit zu.«

Mit diesen Worten eilte Florestan fort, und Sternbald ging zur Stadt zurück. Er wich dem Bildhauer aus, um sich nicht zu verrathen. Am folgenden Morgen erwartete er mit Herzklopfen die Gelegenheit, mit der er der schönen Nonne das Billet zustecken könne. Sie nahm es mit Erröthen, und verbarg es im Busen. Ueber ihr lilienweißes Gesicht legte sich ein so holdes Schamroth, ihre gesenkten Augen glänzten so hell, daß Franz ein vom Himmel verklärtes Wesen vor sich zu sehen glaubte. Sie schien nun ein Vertrauen zu Franz zu haben, und doch seine Augen zu fürchten, ihre Majestät war sanfter und um so lieblicher. Franz war im innersten Herzen bewegt.

Die Zeit verging, die Arbeit am Gemählde nahte sich ihrer Vollendung. Bolz schien mit einem großen Unternehmen schwanger zu gehen, seinem Freunde Sternbald sich aber nicht ganz vertrauen zu wollen. An einem Morgen, als er wieder zum Mahlen ging, es war der letzte Tag seiner Arbeit, fand er das

ganze Kloster in der größten Bewegung. Alle liefen unruhig durch einander, man suchte, man fragte, man erkundigte sich, die schöne Novize ward vermißt, der Tag ihrer Einkleidung war ganz nahe. Sternbald ging schnell an seine Arbeit, sein Herz war unruhig, er war ungewiß, ob er sich etwas vorzuwerfen habe.

Wie freute er sich, als er nun das Gemählde vollendet hatte, als er wußte, daß er das Kloster nicht mehr zu besuchen brauche, in welchem die Schönheit nicht mehr war, die seine Augen nur zu gern aufgesucht hatten. Er erhielt von der Aebtissinn seine Bezahlung, betrachtete das Gemählde noch einmahl, und ging dann übers Feld nach der Stadt zurück.

Er zitterte für seine Freunde, für die schöne Nonne; er suchte den Bildhauer auf, der aber nirgends anzutreffen war. Er verließ schon am folgenden Morgen die Stadt, um sich endlich Italien zu nähern, und Rom, den erwünschten Ort, zu sehen.

Gegen Mittag fand er am Wege den Bildhauer Bolz liegen, der ganz entkräftet war. Franz erstaunte nicht wenig, ihn dort zu finden. Mit Hülfe einiger Vorüberwandernden brachte er ihn in's nahe Städtchen, er war verwundet, entkräftet und verblutet, aber ohne Gefahr.

Franz sorgte für ihn, und als sie allein waren, sagte Augustin: »Ihr trefft mich hier, mein Freund, gewiß gegen Eure Erwartung an, ich hätte Euch mehr vertrauen, und mich früher Eurer Hülfe bedienen sol-

len, so wäre mir dieß Unglück nicht begegnet. Ich wollte die Nonne, die man in wenigen Tagen einkleiden wollte, entführen, ich beredete Euch deßhalb, Euch im Kloster dort zu verdingen. Aber man ist mir zuvor gekommen. In der verwichenen Nacht traf ich sie in Gesellschaft von zwey unbekannten Männern, ich fiel sie an, und ward überwältigt. Ich zweifle nicht, daß es ein Streich von Roderigo ist, der sie kannte, und sie schon vor einiger Zeit rauben wollte.«

Franz blieb einige Tage bey ihm, bis er sich gebessert hatte, dann nahm er Abschied, und ließ ihm einen Theil seines Geldes zur Pflege des Bildhauers zurück.

Drittes Capitel.

Aus Florenz antwortete Franz seinem Freunde Sebastian folgender Maßen:

Liebster Sebastian!

»Ich möchte zu dir sagen: Sey gutes Muths! wenn du jetzt im Stande wärest, auf meine Worte zu hören. Aber leider ist es so beschaffen, daß, wenn der Andere uns zu trösten vermöchte, wir uns auch selber ohne weiters trösten könnten. Darum will ich lieber schweigen, liebster Freund! weil überdieß wohl bey dir die trüben Tage vorüber gegangen seyn mögen.«

»In jedem Falle, lieber Bruder, verliere nicht den Muth zum Leben, bedenke, daß die traurigen Tage eben so gewiß als die fröhlichen vorüber gehen, daß auf dieser veränderlichen Welt nichts eine dauernde Stelle hat. Das sollte uns im Un-

glück trösten, und unsere übermüthige Fröhlichkeit dämpfen.«

»Wenn ich dich doch, mein Liebster, auf meiner Reise bey mir hätte! Wie ich da alles mehr und inniger genießen würde! Wenn ich dir nur alles sagen könnte, was ich lerne und erfahre, und wie viel Neues ich sehe, und schon gesehen habe! Es überschüttet und überwältigt mich oft so, daß ich mich ängstige, wie ich alles im Gedächtniß, in meinen Sinnen aufbewahren will. Die Welt und die Kunst ist viel reicher, als ich vorher glauben konnte. Fahre nur eifrig fort, zu mahlen, Sebastian, damit dein Nahme auch einmahl unter den würdigen Künstlern genannt werde, dir gelingt es gewiß eher und besser als mir. Mein Geist ist zu unstät, zu wankelmüthig, zu schnell von jeder Neuheit ergriffen; ich möchte gern alles leisten, und darüber werde ich am Ende gar nichts thun können.«

»So ist mein Gemüth auf's heftigste von zwey neuen großen Meistern bewegt, vom venetianischen Titian und von dem allerlieblichsten Antonio Allegri von Correggio. Ich habe, möcht' ich sagen, alle übrige Kunst vergessen, indem diese edlen Künstler mein Gemüth erfüllen, doch hat der Letztere auch beynahe den Erstern verdrängt. Ich weiß mir in meinen Gedanken nichts Holdseligers vorzustellen, als er uns vor die Augen bringt, die Welt hat keine so liebliche, so vollreitzende Gestalten, als

20

er zu mahlen versteht. Es ist, als hätte der Gott der Liebe selber in seiner Behausung gearbeitet und ihm die Hand geführt. Wenigstens sollte sich nach ihm keiner unterfangen, Liebe und Wollust darzustellen, denn keinem andern Geiste hat sich so das Glorreiche der Sinnenwelt offenbart.«

»Es ist etwas Köstliches, Unbezahlbares, Göttliches, daß ein Mahler, was er in der Natur nur Reitzendes findet, was seine Imagination nur veredeln und vollenden kann, uns nicht in Gleichnissen, in Tönen, in Erinnerungen oder Nachahmungen aufbewahrt, sondern es auf die kräftigste und fertigste Weise selber hin stellt und gibt. Darum ist auch in dieser Hinsicht die Mahlerey die erste und vollendetste Kunst, das Geheimniß der Farben ist anbethungswürdig. Der Reiche, der Correggio's Gemählde, seine Leda, seine badenden schönsten Nymphen besitzt, hat sie wirklich, sie blühen in seinem Pallaste in ewiger Jugend, der allerhöchste Reitz ist bey ihm einheimisch, wonach Andere mit glühender Phantasie suchen, was Stumpfere mit ihren Sinnen sich nicht vorstellen können, lebt und webt bey ihm wirklich, ist seine Göttinn, seine Geliebte, sie lächelt ihn an, sie ist gern in seiner Gegenwart.«

»Wie ist es möglich, wenn man diese Bilder gesehen hat, daß man noch vom Colorit geringschätzend sprechen kann? Wer würde nicht von der Allmacht der Schönheit besiegt werden, wenn sie sich ihm

nackt und unverhüllt, ganz in Liebe hin gegeben, zu zeigen wagte? Das Studium dieser himmlischen Jugendgeister hat die große Zauberey erfunden, dieß und noch mehr unsern Augen möglich zu machen.«

»Was die Gesänge des liebenden Petrarka wie aus der Ferne herüber wehen, Schattenbilder im Wasser, die mit den Wogen wieder weg fließen, was Ariost's feuriger Genius nur lüstern und in der Ferne zeigen kann, wornach wir sehen, und es doch nicht entdecken können, im Walde fernab die ungewissesten Spuren, die dunkeln Gebüsche verhüllten es, so sehr wir darnach irren und suchen; alles das steht in der allerholdseligsten Gegenwart dicht vor uns. Es ist mehr, als wenn Venus uns mit ihrem Knaben selber besuchte, der Genuß an diesen Bildern ist die hohe Schule der Liebe, die Einweihung in die höchsten Mysterien, wer diese Gemählde nicht verehrt, versteht, und sich an ihnen ergetzt, der kann auch nicht lieben, der muß nur gleich sein Leben an irgend eine unnütze, mühselige Beschäftigung weg werfen, denn ihm ist es verborgen, was er damit anfangen kann.

»Eine Zeichnung mag noch so edel seyn, die Farbe bringt erst die Lebenswärme, und ist mehr und inniger, als der körperliche Umfang der Bildsäule.«

»Ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn ich diesen Allegri noch im Leben angetroffen hätte, aber er ist gestorben. Er soll ein dürftiges, unbekanntes Leben geführt haben. Seine Phantasie, die immer in Liebe entbrannt war, hat ihn gewiß dafür entschädigt. Auch in seinen geistlichen Compositionen spiegelt sich eine liebende Seele, der Gürtel der Venus ist auch hier verborgen, und man weiß immer nicht, welche seiner Figuren ihn heimlich trägt. Auge und Herz bleiben immer gern verweilend zurück gezogen; der Mensch fühlt sich bey ihm in der Heimath der glücklichsten Poesie, er denkt: ja, das war es, was ich suchte, was ich wollte, und es immer zu finden verzweifelte. Vulkans künstliches Netz zieht sich unzerreißbar um uns her, und schließt uns eng und enger an Venus, die vollendete Schönheit an.«

Es herrscht in seinen Bildern nicht halbe Lüsternheit, die sich verstohlen und ungern zu erkennen gibt, die der Mahler errathen läßt, der sich gleich darauf gern zurück zöge, um viel zu verantworten zu haben, sich aber auch wirklich zu verantworten; es ist auch nicht gemeine Sinnlichkeit, die sich gegen den edlern Geist empört, um sich nur bloß zu stellen, um in frecher Schande zu triumphiren, sondern die reinste und hellste Menschheit, die sich nicht schämt, weil sie sich nicht zu schämen braucht, die in sich selbst durchaus glückselig ist. Es ist, so möcht ich sagen,

der Frühling, die Blüthe der Menschheit; alles im vollen, schwelgenden Genuß, alle Schönheit empor gehoben in vollster Herrlichkeit, alle Kräfte spielend und sich übend im neuen Leben, im frischen Daseyn. Herbst ist weit ab, Winter ist vergessen, und unter den Blumen, unter den Düften und grün glänzenden Blättern wie ein Mährchen, von Kindern erfunden.«

»Es ist, als wenn ich mit der weichen, ermattenden und doch erfrischenden Luft Italiens eine andere Seele einzöge, als wenn mein inneres Gemüth auch einen ewigen Frühling hervor triebe, wie er von außen um mich glänzt und schwillt und sich treibend blüht. Der Himmel hier ist fast immer heiter, alle Wolken ziehen nach Norden, so auch die Sorgen, die Unzufriedenheit. O, liebster Bruder, du solltest hier seyn, die Harfenstimmen der Geister, die Blumenhände der unsichtbaren Engel würden auch dich berühren und heilen.«

»In wenigen Tagen reise ich nach Rom. Ein verständiger Mann! der die Kunst über alles liebt, ist mein Begleiter, er und seine junge schöne Frau reisen ebenfalls nach Rom. Er heißt Castellani.«

»Ich habe mancherley unterdessen gearbeitet, womit ich aber nicht sonderlich zufrieden bin, doch erleichtert mir mein Verdienst die Reise. Laß es mir doch niemahls an Nachrichten von dir mangeln. Lebe wohl, liebe immer wie sonst deinen

Franz Sternbald.«

Als Franz diesen Brief geendigt hatte, nahm er seine Zither, und spielte darauf, wodurch er bewegt ward, folgende Verse nieder zu schreiben:

Der Frühling.

Die liebe Erde hat ihr Winterkleid abgelegt,
Die Hügel ihrer Brust sind schon durch Liebe bewegt,
Die Finsterniß, die Wolken sind dahin,
Sie hat nun einer Braut, oder jungen Witwen Sinn,
Ihr schöner Leib ist um und um geschmückt,
Mit tausend Blumen schön auf ihrem Gewande gestickt,
Ihr bunter Rock ist vom kunstreichen April gewebt,
Der durch und durch mit hellen, glänzenden Farben lebt.
Hier Lilien weiß, dort Rosen röthlich seyn,
Und goldne Blumen machen blanken Schein,
Und flimmern unter silberne hinein,
Als sollt' die Erd ein Sternenhimmel seyn.
Wie Augen sehen blaue Blumen her,
Wie Lippen rufen rothe Blüthen dort,
Ich wandle durch ein duftend farbend Meer,
Die Herrlichkeit winkt mir von Ort zu Ort,
Ich höre Vöglein um mich singen,
Die mit dem Stimmlein klar der Liebsten Grüße bringen.
So schwingt Gesang durch den süßen Duft,
Im Wohllaut zittert warme Frühlingsluft,
Vom Berge her die Winde leutselig spielen,
Und scherzend in den Blumenbeeten wühlen.

O süße Frühlingszeit!
Der Blumen Bringerinn,
Der Liebe Führerinn,
Der Erde Schmückerinn,
Wie herrlich deine Hallen weit und breit!

Du pflegst das Blumenkind,
Hast Liebe an der Hand,
Geschmückt mit Rosenband,
Sie wird von uns erkannt,
Und jeder liebend nur auf Küsse sinnt.

Viertes Capitel.

Franz blieb länger in Florenz, als er sich vorgenommen hatte, sein neuer Freund Castellani ward krank, und Sternbald war gutherzig genug, ihm Gesellschaft zu leisten, da jener zu Florenz fast ganz fremd war. Er konnte den Bitten seiner jungen Frau, der freundlichen Lenore, sich nicht widersetzen, und da er in Florenz für seine Kunst noch genug zu lernen fand, so gereuete ihm auch dieser Abschub nicht.

Es ereignete sich außerdem noch ein sonderbarer Vorfall. Es fügte sich oft, daß er bey seinen Besuchen seinen Freund nicht sprechen konnte, Lenore war dann allein, und noch ehe er es bemerken konnte, war er an sie gefesselt. Er kam bald nur, um sie zu sehen. Lenore schien gegen Franz sehr gefällig, ihre schalkhaften Augen sahen ihn immer lustig an, ihr muthwilliges Gespräch war immer belebt.

An einem Morgen entdeckte sie ihm unverhohlen, daß Castellani nicht mit ihr verheirathet sey, sie reise, sie lebe nur mit ihr, in Turin habe sie ihn kennen gelernt, und er sey ihr damahls liebenswürdig vorgekommen. Franz war sehr verlegen, was er antworten solle; ihn entzückte der leichte, flatterhafte Sinn dieses Weibes, obgleich er ihn verdammen mußte, ihre Gestalt, ihre Freundlichkeit gegen ihn. Sie sahen sich öfter, und waren bald einverstanden; Franz machte sich Vorwürfe, aber er war zu schwach, dieß Band wieder zu zerreißen.

Es gelang ihm, mit einem Mahler in Florenz in Bekanntschaft zu gerathen, der niemand anders war, als Franz Rustici, der damahls in dieser Stadt und Italien in großem Ansehen stand. Dieser verschaffte ihm ein Bild zu mahlen, und schien an Sternbald Antheil zu nehmen. Sie sahen sich öfter, und Franz ward in Rustci's Freundschaft aufgenommen.

Dieser Mahler war ein lustiger, offener Mann, der ernst seyn konnte, wenn er wollte, aber immer für leichten Scherz Zeit genug übrig behielt. Franz besuchte ihn oft, um von ihm zu lernen, und sich an seinen sinnreichen Gesprächen zu ergetzen. Rustici war ein angesehener Mann in Florenz, aus einer guten Familie, der bey Andrea Verocchio und dem berühmten Leonard da Vinci seine Kunst erlernt hatte. Franz bewunderte den großen Aus-

druck an seinen Bildern, die wohl überdachte Composition.«

Nachdem sich beyde oft gesehen hatten, sagte Rustici an einem Tage zu Sternbald: »Mein lieber, deutscher Freund, besucht mich am künftigen Sonnabend in meinem Garten vor dem Thore, wir wollen dort lustig mit einander seyn, wie es sich für Künstler ziemt. Wir machen oft eine fröhliche Gesellschaft zusammen, zu welcher der Mahler Andrea gehört, den Ihr kennt, und den man immer del Satto von seinem Vater her zu nennen pflegt; dieser wird auch dort seyn. Die Reihe, einen Schmaus zu geben, ist nun an mich gekommen, Ihr mögt auch Eure Geliebte mitbringen, denn wir wollen tanzen, lachen und scherzen.«

»Wenn ich nun keine habe, die ich mitbringen kann,« antwortete Franz.

»O, mein Freund,« sagte der Florentiner, »ich würde Euch für keinen guten Künstler halten, wenn es Euch daran fehlen sollte. Die Liebe ist die halbe Mahlerey, sie gehört mit zu den Lehrmeistern in der Kunst. Vergeßt mich nicht, und seyd in meiner Gesellschaft recht fröhlich.«

Franz verließ ihn. Castellani war nach Genua gereist, um dort einen Arzt, seinen Freund zu sehen, seine Geliebte war in Florenz zurück geblieben. Franz bath um ihre Gesellschaft auf den kommenden Schmaus,

die sie ihm auch zusagte, da sie sich wenig um die Reden der Leute kümmerte.

Der Tag des Festes war gekommen. Lenore hatte ihren schönsten Putz angelegt, und war liebenswürdiger, als gewöhnlich. Franz war zufrieden, daß sie Aufmerksamkeit und Flistern erregte, als er sie durch die Straßen der Stadt führte. Sie schien sich auch an seiner Seite zu gefallen, denn Franz war jetzt in der blühendsten Periode seines Lebens, sein Ansehen war munter, sein Auge feurig, seine Wangen roth, sein Schritt und Gang edel, beinahe stolz. Er hatte die Demuth und Schüchternheit fast ganz abgelegt, die ihn bis dahin immer noch als einen Fremden kennbar machte. Er gerieth nun nicht mehr so, wie sonst, in Verlegenheit, wenn ein Mahler seine Arbeiten lobte, weil er sich auch daran mehr gewöhnt hatte.

Sternbald fand schon einen Theil der Gesellschaft versammelt, die ganz aus jungen Männern und Mädchen oder schönen Weibern bestand. Er grüßte den Meister Andrea freundlich, der ihn schon kannte, und der ihm mit seiner gewöhnlichen leichtsinnigen und doch blöden Art dankte. Man erwartete den Wirth, von dem sein Schüler Bandinelli erzählte, daß er nur noch ein fertiges Gemählde in der Stadt nach dem Eigenthümer gebracht habe, und eine ansehnliche Summe dafür empfangen werde.

Der Garten war anmuthig mit Blumengängen

geschmückt, mit schönen grünen Rasenplätzen dazwischen, und dunkeln, schattigen Gängen. Das Wetter war schön, ein erfrischender Wind spielte durch die laue Luft, und erregte ein stetes Flistern in den bewegten Bäumen. Die großen Blumen dufteten, alle Gesichter waren fröhlich.

Franzesco Rustici kam endlich, nachdem man ihn lange erwartet hatte, er näherte sich der Gesellschaft freundlich, und hatte das kleine Körbchen in der Hand, in dem er immer seine Baarschaft zu tragen pflegte. Er grüßte alle höflich, und bewillkommte Franz vorzüglich freundschaftlich. Andrea ging aufgeräumt auf ihn zu, und sagte: »Nun, Freund, du hast noch vorher ein ansehnliches Geschäft abgemacht, lege deinen Schatz ab, der dir zur Last fällt, vergiß deine Mahlereyen, und sey nun ganz mit uns fröhlich.«

Francesco warf lachend den leeren Korb in's Gebüsch, und rief aus: »O, mein Freund, heute fallen mir keine Geldsummen zur Last, ich habe nichts mehr.«

Du bist nicht bezahlt worden? rief Andreo aus, ja, ich kenne die vornehmen und reichen Leute, die es gar nicht wissen und nicht zu begreifen scheinen, in welche Noth ein armer Künstler gerathen kann, der ihnen nun endlich seine fertige Arbeit bringt, und doch mit leeren Händen wieder zurück gehen muß. Ich bin manchmahl schon so böse geworden, daß ich Pinsel und Pallette nachher in den Winkel warf, und

die ganze Mahlereykunst verfluchte. Sey nicht böse darüber, Francesco, du mußt dich ein Paar unnütze Gänge nicht verdrießen lassen.«

»Er ist bezahlt,« sagte ein junger Mann, der mit dem Mahler gekommen war.

»Und wo hat er denn sein Geld gelassen?« fragte Andrea verwundert.

»Ihr kennt ja seine Art,« fuhr jener fort, »wie er keinen Armen vor sich sehen kann, ohne ihn zu beschenken, wenn er Geld bey sich hat. Kaum sahen sie ihn daher heute aus dem Pallast kommen, und seinen bekannten Korb an seinem Arm, als ihm auch alle Bettler folgen, die mit seiner Gutherzigkeit bekannt sind. Er gab jedem reichlich, und nahm es nicht übel, daß einige darunter waren, denen er erst gestern gegeben hatte; als ich es ihm heimlich sagte, antwortete er lachend: mein Freund, sie wollen aber heute wieder essen. Ein alter Mann stand von der Seite, und sah dem Austheilen zu, er heftete die Augen aufmerksam auf den Korb, und seufzte für sich: »Ach Gott, wenn ich doch nur das Geld hätte, das in diesem Korbe ist!« Francesco hatte es unvermutheter Weise gehört. Er geht auf den Alten zu, und frägt, ob es ihn glücklich machen würde? O, mich und meine Familie, ruft jener, aber seyd nicht böse, ich dachte nicht, daß Ihr es hören würdet. — Sogleich kehrt mein launiger Francesco den ganzen Korb um, und schüttet ihn dem alten Bettler in seine le-

derne Mütze, geht davon, ohne auch nur den Dank abzuwarten.«

»Ihr seyd ein edler Mann!« rief Sternbald aus.

»O, Ihr irrt,« sagte der Mahler, »es ist gar nichts Besondres, ich kann den Armen nicht sehen, er jammert mich, und so gebe ich ihm wenigstens, da ich nicht mehr thun kann. Bey diesem Alten fiel mir ein, wie manche unnütze Ausgaben ich in meinem Leben schon gemacht hätte, wie wenig ich aufopfre, wenn ich mir eine Tapete oder ein kostbares Hausgeräth versage. Ich dachte: wenn du nun kein Geld bekommen, wenn du das Gemählde gar nicht gemahlt hättest? Ich sah Kinder und seine alte zerlumpte Gattinn in Gedanken vor mir, die mit so heißer Sehnsucht seine Rückkehr erwarteten.«

»Aber, wenn du so handeln willst,« sagte Andrea, so kannst du deinem Geben gar keinen Einhalt thun.«

»Das ist es eben, was mich betrübt,« fuhr Rustici fort, »daß ich meine Gutherzigkeit einschränken muß, daß alles, was wir an Wohlthaten thun können, nichts ist, weil wir nicht immer, weil wir nicht alles geben können. Es ist eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß Ueberfluß und Pracht, und drückender Mangel dicht neben einander bestehen müssen, die Armuth auf Erden kann niemahls aufgehoben werden, und wenn alle Menschen gleich wären, müßten sie alle betteln, und keiner könnte geben. Das

allein tröstet mich auch oft darüber, wenn mir einfällt, daß ich mich bey meiner Kunst wohl befinde, indessen Andere, die weit härtere Arbeiten thun, die weit fleißiger sind, Mangel leiden müssen. Hier ist auf Erden See und Weltmeer, hier strömen große Flüsse, dort leiden die heißen Ebenen, die wenigen Pflanzen ersterben aus Mangel am nöthigen Wasser. Einer soll gar nicht dem andern nützen, jedes Wesen in der Natur ist um sein selbst willen da. — Doch, wir müssen über das Gespräch nicht unsers Gastmahls vergessen.«

Er versammelte hierauf die Gesellschaft. Ein schöner Knabe ging mit einem Korbe voll großer Blumenkränze herum, jeder mußte einen davon nehmen und ihn sich auf die Stirn drücken. Nun setzte man sich um einen runden Tisch, der auf einem schattigen, kühlen Platze im Garten gedeckt war, an allen Orten standen schöne Blumen, die Speisen wurden aufgetragen. Die Gesellschaft nahm sich sehr mahlerisch aus, mit den großen, vollen, bunten Kränzen, jeder saß bey seiner Geliebten, Wein ward herum gegeben, aus den Gebüschen erschallten Instrumente von unsichtbaren Musikanten.

Rustici stand auf, und nahm ein volles Glas: »Nun zuerst,« rief er aus; »dem Stolze von Toscana, dem größten Manne, den das florentinische Vaterland hervor gebracht hat, dem großen Michael

Agnolo Buonarotti!« Alle stießen an, Alle ließen ihr: Er lebe! ertönen.

»Schade,« sagte Andrea, »daß unser wahnsinniger Camillo uns verlassen hat, und jetzt in Rom herum wandert, er würde uns eine Rede halten, die sich gut zu dieser Gelegenheit schickt.«

Muntere Trompeten ertönten zu den Gesundheiten, und Flöten mit Waldhörnern gemischt erklangen, wenn sie schwiegen, vom entfernten Ende des Gartens. Die Schönen wurden erheitert, sie legten nun auch den Schleyer ab, sie lösten die Locken aus ihren Fesseln, der Busen war bloß. Franz sagte: Nur ein Künstler kann die Welt und ihre Freuden auf die wahre und edelste Art genießen, er hat das große Geheimniß erfunden, alles in Gold zu verwandeln. In Italien ist es, wo die Wollust die Vögel zum Singen antreibt, wo jeder kühle Baumschatten Liebe duftet, wo es dem Bache in den Mund gelegt ist, von Wonne zu rieseln und zu scherzen. In der Fremde, in Norden ist die Freude selbst eine Klage, man wagt dort nicht, den vorüber schwebenden Engel bey seinem großen goldenen Flügel herunter zu ziehen.«

Ein Mädchen gegenüber nahm den Blumenstrauß von der weißen Brust, und warf ihn Franzen nach den Augen, indem sie ausrief: »Ihr solltet ein Dichter seyn, Freund, und kein Mahler, dann solltet Ihr

lieben, und Euch täglich in einem neuen Sonnette hören lassen.«

»Nehmt mich zu Eurem Geliebten an,« rief Sternbald aus, so mögt Ihr mich vielleicht begeistern. Diese Blumen will ich als ein Andenken an Eure Schönheit aufbewahren.«

»Sie welken,« sagte jene, »der liebliche Brunnquell, aus dem ihr Duft empor steigt, versiegt, sie fallen zusammen, sie lassen die Häupter sinken, und freylich vergeht alles so, was schön genannt wird.«

Franz war von der wundervollen Versammlung, von den Blumen, den schönen Mädchen, Musik und Wein begeistert, er stand auf und sang:

Warum klagen, daß die Blume sinkt,
Und in Asche bald zerfällt:
Daß mir heut ein lüstern Auge winkt,
Und das Alter diesen Glanz entstellt.

Ihm mit allen Kräften nach zu ringen,
Fest zu halten unsrer Schönen Hand, —
Ja, die Liebe leiht die mächt'gen Schwingen
Von Vergänglichkeit, sie knüpft das Band.

Sagt, was wäre Glück, was Liebe?
Keiner bethete zu ihr,
Wenn sie ewig bey uns bliebe,
Schönheit angefesselt hier.

Aber, wenn auch keine Trennung droht,
Eifersucht und Ungetreue schweigen,
Alle sich der Liebe neigen,
Fürchten gleich Geliebte keinen Tod.

Ach! Vergänglichkeit knüpft schon die Ketten,
Denen kein Entrinnen möglich bleibt,
Lieb' und Treue können hier nicht retten,
Wenn die harte Zeit Gesetze schreibt.

Darum geitzen wir nach Küssen,
Beugen Schönen unser Knie,
Winke, Lippen, Lächeln grüßen
Allzuoft zur Freude nie.

Als er geendigt hatte, schämte er sich seines Rausches, und Rustici rief aus: »Seht, meine Landsleute, da einen Deutschen, der uns Italiener beschämt! Er wird uns alle unsre Schönen abtrünnig machen.«

Andrea sagte: »Ein Glück, daß ich noch Bräutigam bin, für meine Frau würd' ich sehr besorgt seyn. Aber seht ihn nur an, jetzt sitzt er so ernsthaft da, als wenn er auf eine Leichenrede dächte. Mir fällt dabey mein Lehrer Piero die Cosimo ein, der immer von so vielen recht trübseligen Gedanken beunruhigt wurde, der sich vor dem Tode über alle Maßen fürchtete, der sich unter sonderbaren Phanto-

men abängstigte, und sich doch wieder an recht reizenden, ja ich möchte beynahe sagen, leichtfertigen Phantasien ergetzte.«

Rustici sagte: »Er war gewiß eins der seltsamsten Gemüther, die noch auf Erden gelebt haben, seine Bilder sind zart, und vom Geiste der Wollust und Lieblichkeit beseelt, und er saß gleich einem Gefangenen, in sich selber eingeschlossen, seine Hand nur ragte aus dem Kerker hervor, und hatte keinen Theil an seinem übrigen Menschen. Seine Kunst lustwandelte auf grüner Wiese, indem seine Phantasie den Tod herbey rief, und tolle, schwermüthige Maskeraden erfand.«

Das Gespräch der Mahler ward hier unterbrochen, denn die Mädchen und jungen Leute sprachen von allerhand lustigen Neuigkeiten aus der Stadt, wodurch die Sprechenden überstimmt wurden. Das lebhafte Mädchen, das Laura hieß, erzählte von einigen Nachbarinnen aus der Stadt überaus fröhliche Geschichten, die keiner als Franz anstößig fand. Er saß ihren schwarzen Augen gegenüber, die ihn unablässig verfolgten, bey jeder lebhaften Bewegung, wenn sie sich vorüber bog, machte sie den schönsten Busen sichtbarer, ihre Arme wurden ganz frey, und zeigten die weißeste Rundung. — Lenore ward etwas eifersüchtig, und entblößte ihre Arme, um sie mit denen ihrer Gegnerinn zu vergleichen, die übrigen Mädchen lachten.

Mit jeder Minute ward das Gespräch munterer. Man schlug einen Gesang vor, die sanften Instrumente sollten ihn begleiten, und Lenore und Laura recitirten ein damahls bekanntes Wechselliedchen:

Lenore.

Von mir will der Geliebte ziehen,
Deine süßen Augen haben die Treu' gefangen,
Die treuste Treu und sein Verlangen,
Will deiner Schönheit nur entglühen.
Was blühen
Mit Blumen nun, ein läss'ger Schwarm,
Ich bin im innersten Herzen arm.

Laura.

Sein Blick schweift durch die leere Weite,
Von Sehnsucht wird er fort geführet,
Er will gewinnen und verlieret,
Ich Arme bin zu geringe Beute,
Ach leite
Die treuste Treu', den holden Blick
In dein holdselig's Reich zurück.

Lenore.

Wenn erst der Fuß zum Tanz sich hebet,
Wenn schöne Knie mit Bändern prangen,
Sich leicht die vollen Hüften schwangen,

Das Mädchen leicht wie Welle schwebet,
Dann lebet
Die treueste Treu' für dich allein,
Zieht fort, und läßt mir meine Pein.

L'aura.

Er sieht nach deines Busens Glänzen,
Der lockend ihm entgegen reget,
Sein innerstes Gemüth beweget,
Vergisset mich mit allen Tänzen,
Mit Kränzen
Aus meiner Lieb kömmt er zurück,
Die treuste Treu' zu deinem Glück.

Beyde.

Was neiden
Wir beyden
Die Freuden
Der Andern?
Es wandern
Die Triebe
Bald ferne,
Die Sterne
Der Liebe
Bald nahe.
Wer sahe
Der Liebe Kronen
Bey Treue wohnen?

Wir wollen uns beyde des Glückes freu'n,
In Zwietracht nimmer uns entzwey'n,
Durch Neid die Wonne nicht entweih'n.
Die Küsse
So süße
Umarmen,
Erwarmen
Am Herzen,
Das Scherzen,
Die Eide, die Grüße,
Das Winken, die Küsse,
Ich gönne sie dir,
Wir lieben ihn beyde,
Es brennt die Freude
Nur heller allhier,
Damit er nicht scheide,
Und beyde
Mit Zürnen vermeide,
Beglücken mit Eintracht den Lieblichsten wir.

Die Mädchen sangen diesen lebhaften Wettgesang mit einer unaussprechlichen Anmuth, jede Bewegung ihrer Mienen, jedes Winken ihrer Augen war lüstern und verführerisch; die ganze Tafel klatschte, als sie geendigt hatten, der junge Mann, der Laura zum Feste geführt hatte, wurde verdrießlich und einsylbig. Der Strom der Freude nahm ihn aber bald wieder mit.

Andrea und Francesco hatten sich abseits unter einen Baum gesetzt, und führten ein ernsthaftes Ge-

sprach; beyde waren vom Wein begeistert. »Du verstehst mich nicht,« sagte Rustici mit vielem Eifer, »der Sinn dafür ist dir verschlossen, ich gebe aber darum doch meine Bemühungen nicht auf. Glaube nur, mein Bester, daß zu allen großen Dingen eine Offenbarung gehört, wenn sie sich unsern Sinnen mittheilen sollen, ein Geist muß plötzlich herab steigen, der unsern Geist mit seinem fremden Einfluß durchdringt. So ist es auch mit der erhabenen Kunst der Alchymie beschaffen.«

»Es ist und bleibt immer unbegreiflich,« sagte der langsamere Andrea, daß du durch Zeichen und wunderbare, unverständliche Verbindungen so viel ausrichten willst.«

»Laß mich nur erst zum Ende kommen,« eiferte Francesco, so sind diese Verbindungen nicht mehr wunderbar, so erscheint alles einfach und klar vor unsern Augen. Die anscheinende Verwirrung muß uns nur nicht abschrecken, es ist die Ordnung selbst, die in diesen Buchstaben, in diesen unverständlichen Hieroglyphen uns gleichsam stammelnd oder wie aus der Ferne anredet. Treten wir nur dreist näher hinzu, und so wird jede Sylbe deutlicher, und wir verwundern uns denn nur darüber, daß wir uns vorher verwundern konnten. Ein guter Geist hat dem Sternbald eingegeben, zu sagen, daß sich alles unter der Hand des Künstlers in Gold verwandle. Wie schwierig ist der Anfang zu jeglicher Kunst! Und wird nicht alles in dieser Welt

verwandelt, und aus unkenntlichen Massen zu fremdartigen Massen erzogen? Warum soll es mit den Metallen anders seyn? Schweben nicht über die ganze Natur wohlthätige Geister, die nur Seltsamkeiten aushauchen, nur in einer Atmosphäre von Unbegreiflichkeiten leben, und so wie der Mensch alles sich gleich oder ähnlich macht, sie eben so alle Elemente umher, wenn sie noch so feindselig sind, noch so träge in der Alltäglichkeit sich herum bewegen, anrühren, und in Wunder umschaffen. An diese Geister müssen wir glauben, um auf sie zu wirken; du mußt der Begeisterung beym Mahlen vertrauen, und du weißt nicht, was sie ist, woher sie kommt, die Geister-Atmosphäre umwehet dich, und es geschieht: — mit unserm innerlichen Seelenathem müssen wir jene Geisterwelt herbey saugen, unser Herz muß sie magnetisch an sich reißen, und siehe, sie muß ihrer Natur nach, durch ihre bloße Gegenwart das unbegreifliche Wunder wirken.«

Andrea wollte etwas antworten, als die Trompeten laut ertönten, und ihr sonderbares Gespräch unterbrachen. »Ihr seyd,« sagte die schalkhafte Laura, »nach unserm Gesange sehr ernsthaft geworden, das war nicht unsere Absicht.«

»Verzeiht,« antwortete der freundliche Rustici, »ich kann meine Natur nicht immer ganz beherrschen, und alle süßen Töne der Instrumente

und der Sängerinn ziehen sie zur Melancholie. Ich habe mich oft gefragt: woher? warum? aber ich kann mir selber keine Rechenschaft geben.«

»Ihr werdet vielleicht dadurch an trübselige Gegenstände erinnert,« sagte Laura.

»Nein, das ist es nicht,« fuhr der Mahler fort, »sondern mir ist im Gegentheile innerlich dann sehr wohl, meine Freude, die wie ein gefangener Adler in Ketten gesessen hat, schlägt nun mit einem Mahle die muntern, tapfern Schwingen aus einander. Ich fühle, wie die Kette zerreißt, die mich noch an der Erde hielt, über die Wolken hinaus, über die Bergspitzen hinüber, der Sonne entgegen mein Flug gewendet. Aber nun verlieren sich unter mir die Farben, und die Abwechslungen und Absonderungen der bunten Welt. Ich bin frey, aber die Freyheit genügt mir nicht, ich kehre zurück, und reiße mich von neuem empor. Es ist, als wenn Stimmen mich erinnerten, daß ich schon einst viel glücklicher gewesen sey, und daß ich auf dieses Glück von neuem hoffen müsse. Die Musik ist es nicht selbst, die so zu mir spricht; aber ich höre sie wie abgebrochene Laute aus einer ehemahligen verlorenen Welt, die ganz und durchaus nur Musik war, die nicht Theile, Abgesonderheit hatte, sondern wie ein einziger Wohllaut, lauter Biegsamkeit und Glück dahin

schwebte, und meinen Geist auf ihren weichen Schwanenfedern trug, statt daß er auch jetzt noch auf den süßesten Tönen wie auf Steinen liegt, und sein Unglück fühlt und beklagt.«

»So ist Euch nicht zu helfen, phantastischer lieber Mahler und Freund,« sagte Laura lachend, indem sie ihm die weiße Hand reichte, die er ehrerbiethig küßte. Dann drehte sie sich von ihm, und sprach im Getümmel der übrigen Mädchen umher; sie hatten beschlossen, daß sie nun, da es kühl geworden war, einen muntern Tanz aufführen wollten, wie ihn die fröhlichen Landleute in Italien zu tanzen pflegen.

Der Tanz ging vor sich, aber Sternbald und Lenore blieben zurück, weil er es nicht wagen mochte, diese leichten, schnellen, und ihm ungewöhnlichen Bewegungen mit zu machen, um die Uebrigen nicht durch seine Ungeschicklichkeit zu verwirren. Laura tanzte von allen am zierlichsten, ohne alle Bemühung gelangen ihr die schwierigsten Stellungen und die schnellsten Veränderungen. Franz ergetzte sich an den leichten, flatternden Gewändern, an den schön verschlungenen Figuren. Die zierlichsten Füße schwebten, trippelten und sprangen auf und ab, im Schwunge des Rockes ward das leichte, wohl geformte Bein sichtbar, weiße Arme und Busen, üppige Hüften, die das Gewand deckte und verrieth, zogen das

Auge nach sich, und verwirrten es in dem fröhlichen Tumult. Laura und einige andere junge Mädchen waren ausgelassen, wenn sie im Sprunge in den Arm ihres Tänzers flogen, hob dieser sie im Schwunge hoch, und in der Luft schwebend, sangen sie Stellen aus Liebesliedern in die Musik hinein.

Der wilde, bacchantische Taumel war beschlossen, ein anderer Tanz, der Zärtlichkeit ausdrückte, wurde angeordnet, auch Lenore und Sternbald schlossen sich dem Reihen an. — Eine sanfte Musik erklang, die Paare umschlangen sich, und schwebten hinauf und hinab, die Hände und Arme begegneten sich wieder, und Busen an Busen geschmiegt, begann eine neue Wendung. Da sah man die verführerischsten Stellungen knüpfen, alle Gelenke wurden biegsamer, Franz war wie in Trunkenheit verloren. Die Luft duftete ihnen Wonne und Freude entgegen, wie auf den Wellen der Musik schwebte er an Lauras oder Lenorens Arm einher, in jedem tanzenden Gesichte kam ihm ein schalkhafter Engel entgegen, der ihm Entzücken predigte. Er drückte Laura's Hand, die seine Zärtlichkeit erwiederte.

Man ruhte im Schatten der Bäume aus. Knaben gaben kühlende, wohlschmeckende Früchte herum, die Schönen lagerten sich im Grase. Andrea war vom Tanze erhitzt, und sagte: »Seht, mein Freund

Sternbald, so müßt ihr Deutsche erst nach Italien kommen, um zu lernen, was schön sey, hier erst offenbart sich Euch Natur und Kunst. In Eurem trüben Norden ist es der Imagination unmöglich, ihre Flügel auszudehnen, und das Edle zu empfinden.«

»Mein Lehrmeister, Albrecht Dürer,« sagte Franz, »den Ihr doch für einen großen Mann erkennen müßt, ist nicht hier gewesen.«

Andrea sagte: »Wie sehr wünschen aber auch alle Kunstfreunde, daß er sich möchte hierher bemüht haben, um erst einzusehen, wie viel er ist, und dann zu lernen, was er mit seinem großen Talente ausrichten könne. So aber, wie er ist, ist er merkwürdig genug, doch ohne Bedeutung für die Kunst, der Italiener mit weit geringerem Talente wird doch immer den Sieg über ihn davon tragen.«

»Ihr seyd unbillig,« fuhr Sternbald auf, »ja undankbar, denn ohne ihn, ohne seine Erfindungen würden sich manche Eurer Gemählde ohne Figuren behelfen müssen.«

»Ihr müßt nicht heftig werden,« sagte der lindernde Francesco, »wahr ist es, Dürer ist Andrea's hülfreicher Freund, und vielleicht verlästert er ihn eben darum, weil er sich der Dienste zu gut bewußt ist, die jener ihm geleistet hat. Aber wir wollen lieber ein Gespräch abbrechen, das Euch nur erhitzt.«

Die Musik lärmte dazwischen, Andrea, der wenig streitsüchtig war, gab seine Meinung auf, die Tänze fingen von neuem an. Es wurde Abend; manche von der Gesellschaft gingen nach Hause, einigen wurden von ihren Dienern Pferde gebracht. Rustici ließ eines der schönsten Pferde in den Garten kommen, und setzte sich hinauf, indem er durch die Baumgänge ritt, die muthwillige Laura ließ sich zu ihm hinauf heben, und in einem leichten Gallopp ritt sie hin und her, indem sie vor dem Mahler saß, der sie mit seinen Armen fest hielt. Franz bewunderte das schöne Gemählde, er glaubte den Raub der Dejanire vor sich zu sehen, der Kranz in ihren Haaren schwankte, und dröhte herab zu fallen, leicht saß sie oben, und doch von einer kleinen Aengstlichkeit beunruhigt, die sie noch schöner machte: das Pferd hob sich majestätisch, auf seine Beute stolz. Zwey Trompeten bließen einen muthigen Marsch, die prächtigen Töne begleiteten die Bewegungen des Rosses, und der gewandte und starke Rustici saß wie ein Gott oben.

Die zurück gebliebenen Freunde führte Francesco nun nach einem andern Theile seines Gartens. Hier war ein runder Circel von Bäumen, und Festons und Guirlanden von allerhand Blumen hingen in den Zweigen, und schaukelten im Abendwinde, farbige Lampen brannten dazwischen, dämmernde Lauben waren in den Baumnischen angelegt. Wein und Früchte wurden genossen: die zärtlichen Paare saßen neben ein.

ander, Musik ermunterte sie, ihr Liebesgespräch zu führen, Laura's Tänzer hatte Abschied genommen, Franz umschlang das Mädchen und Lenore mit seinen Armen.

Spät trennte man sich, Laura und Lenore gingen mit einander, die Dirne blieb in der Nacht bey ihr, und Franz gab freudig der Einladung nach, auch dort zu verweilen.

Fünftes Capitel.

Castellani war zurück gekommen, Franz hatte in seiner und Lenorens Gesellschaft Florenz verlassen. Jetzt waren sie vor Rom, die Sonne ging unter, alle stiegen aus dem Wagen, um den erhabenen Anblick zu genießen. Eine mächtige Gluth hing über der Stadt, das Riesengebäude, die Peterskirche ragte über alle Häuser hervor, alle Gebäude sahen dagegen nur wie Hütten aus. — Sternbalds Herz klopfte, er hatte nun das, was er von Jugend auf immer mit so vieler Inbrunst gewünscht hatte, er stand nun an der Stelle, die ihm so oft ahndungsvoll vorgeschwebt war, die er schon in seinen Träumen gesehen hatte.

Sie fuhren durch's Thor, sie stiegen in ihrem Quartiere ab. Sternbald fühlte sich immer begeistert, die Straßen, die Häuser, alles redete ihn an. Noch spät sah er dem Mondschein nach, er verwunderte sich

über sich selbst, als er nach Lenorens Gemach ging, die ihn erwartete.

Castellani war ein großer Freund der Kunst, er studierte sie anablässig, und schrieb darüber, sprach auch viel mit seinen Freunden. Sternbald war sein Liebling, dem er gern alle seine Gedanken mittheilte, dem er nichts verbarg. Er hatte in Rom viele Bekannte, meistens junge Leute, die sich an ihn schlossen, ihn oft besuchten, und gewisser Maßen eine Schule oder Academie um ihn bildeten. Auch ein gewisser Camillo, dessen Andrea del Sarto schon erwähnt hatte, besuchte ihn. Dieser Camillo war ein Greis, lang und stark, der Ausdruck seiner Mienen hatte etwas Seltsames, seine großen feurigen Augen konnten erschrecken, wenn er sie plötzlich herumrollte. Seine Art zu sprechen war eben so auffallend, er galt bey allen seinen Bekannten für wahnsinnig, sie behandelten ihn als einen Unverständigen, den man schonen müsse, weil er der Schwächere sey. Er sprach wenig, und hörte nur zu, Castellani war freundlich gegen ihn, nahm aber sonst mit ihm wenige Rücksicht.

Sternbald besuchte die Kirchen, die Gemähldesammlungen, die Mahler. Er konnte nicht zur Ruhe kommen, er sah und erfuhr so viel, daß er nicht Zeit hatte, seine Vorstellungen zu ordnen. Dabey gab er sich Mühe, mit jedem Tage in seinen Begriffen weiter zu kommen, und in das eigentliche

Wesen und die Natur der Kunst einzubringen. Er fühlte sich zu Castellani freundschaftlich hingezogen, weil er durch diesen am meisten in seiner Ausbildung in der Erkenntniß gewann; er besuchte die Gesellschaften fleißig, und bestrebte sich, kein Wort, nichts, was er dort lernte, wieder zu verlieren.

Castellani's Begriffe von der Kunst waren so erhaben, daß er keinen der lebenden oder gestorbenen Künstler für ein Musterbild, für vollendet wollte gelten lassen. Er belächelte oft Sternbalds Heftigkeit, der ihm Raphael, Buonarotti, oder gar Albrecht Dürer nannte, der sich ungern in Vergleichungen einließ, und meinte, jeder sey für sich der Höchste und Trefflichste. »Ihr seyd noch jung,« sagte dann sein älterer Freund, »wenn Ihr weiter kommt, werdet Ihr statt der Künstler die Kunst verehren, und einsehen, wie viel noch einem jeden gebricht.«

Sternbald gewöhnte sich mit einiger Ueberwindung an seine Art zu denken, er zwang sich, nicht heftig zu seyn, nicht seine Gefühle sprechen zu lassen, wenn sein Verstand und Urtheil in Anspruch genommen wurden. Er sah jetzt mehr als jemahls ein, wie weit er in der Kunst zurück sey, ja wie wenig die Künstler selbst von ihrer Beschäftigung Rechenschaft geben könnten.

Es ward so eingerichtet, daß sich die Gesellschaft zwey Mahl in der Woche versammelte, und jedes

Mahl wurde über die Kunst disputirt, wobey sich Castellani besonders mit seinen Reden hervor that. Sie waren an einem Nachmittage wieder versammelt, auch Camillo war zugegen, der abseits in einer Ecke stand, und kaum hin zu hören schien.

»Ihr weicht,« sagte Sternbald zu seinem Freunde Castellani, »darin von den meisten Eurer Zeitgenossen ab, daß Ihr Buonarotti's jüngstes Gericht nicht für den Triumph der Kunst haltet.«

»Die Nachwelt,« sagte Castellani, »wird gewiß meiner Meinung seyn, wenn erst mehr Menschen die Frage untersuchen werden: Was soll Kunst seyn? Was kann sie seyn? Ich bin gar nicht in Abrede, und es wäre thöricht von mir, dergleichen zu läugnen, daß Michael Angelo ein ausgezeichneter Geist ist, nur ist es wohl Uebereilung des Zeitalters, ihn und Raphael über alle übrigen Sterblichen hinüber zu heben, und zu sagen: seht, sie haben die Kunst erfüllt!«

Jegliche Kunst hat ihr eigenthümliches Gebieth, ihre Gränzen, über die sie nicht hinaus schreiten darf, ohne sich zu versündigen. So die Poesie, Musik, Sculptur und Mahlerey. Keiner muß in das Gebieth des andern streifen; jeder Künstler muß seine Heimath kennen. Dann

muß jeglicher die Frage genau untersuchen: was er mit seinen Mitteln für vernünftige Menschen zu leisten im Stande ist. Er wird seine Historie wählen, er wird den Gegenstand überdenken, um sich keine Unwahrscheinlichkeiten zu Schulden kommen zu lassen, um nicht durch Einwürfe des kalten, richtenden Verstandes seinen Zauber der Composition wieder zu zerstören. Den Gegenstand gut zu wählen ist aber nicht genug, auch den Augenblick seiner Handlung muß er fleißig überdenken, damit er den größten, interessantesten heraus hebe, und nicht am Ende mahle, was sich nicht darstellen läßt. Dazu muß er die Menschen kennen, er muß sein Gemüth und fremde Gesinnungen beobachtet haben, um den Eindruck hervor zu bringen, dann wird er mit gereinigtem Geschmacke das Bizarre vermeiden, er wird nur täuschen und hinreißen, rühren, aber nicht erstaunen wollen. Nach meinem wohl überdachten Urtheile hat noch keiner unsrer Mahler alle diese Forderungen erfüllt, und wie könnte es irgend einer, da sich noch keiner der erst genannten Studien beflissen hat? Diese müssen erst in einem hohen Grade ausgebildet seyn, ehe die Künstler nur diese Forderungen anerkennen werden.«

»Um nahmentlich von Buonarotti zu sprechen, so glaube ich, daß er durch sein Beyspiel die Kunst um viele wichtige Schritte wieder zu-

rück gebracht hat, statt ihr weiter zu helfen, denn er hat gegen alle Erforternisse eines guten Kunstwerks gesündiget. Was will die richtige Zeichnung seiner einzelnen Figuren, seine Gelehrsamkeit im Bau des menschlichen Körpers, wenn seine Gemählde selbst so gar nichts sind? Sein jüngstes Gericht ist eine ungeheure Wand voller Figuren in mannichfaltigen Stellungen, aber ohne alle Verbindung, ohne Wirkung. Der Zweck seiner Darstellung ist ohne Schönheit, eine Handlung, die keine ist, die sich nicht anschauen, nicht darstellen läßt, die sich selbst nicht in der Erzählung vortragen läßt; es sind tausend Begebenheiten, die sich durchaus nicht zu einer einzigen verbinden lassen. Schwebende Gestalten, ruhende Selige und Verdammte, Engel und die Madonna. Das Auge findet keinen Ruhepunct, es frägt: was soll ich hier sehen? Mythologie der Alten mit christlicher Idee vermischt, Verzerrung der Verzweiflung. Der Augenblick im Gemählde selbst ist unentschieden, die Engel oben mit Zubereitungen beschäftigt, ein allgemeiner Moment des Entsetzens, und unten schon die Verdammung Vieler entschieden. Es scheint, das jüngste Gericht ist noch nicht fertig, und darin hat der Mahler besonders seine wenige Ueberlegung bewiesen. Was soll ich aber genießen und fühlen, wenn die Ausführung auch gar keinen Tadel verdiente?

»Nichts,« rief Camillo aus, indem er mit dem höchsten Unwillen hervor trat. »Glaubt Ihr, daß der große, der übergroße Buonarotti daran gedacht hat, Euch zu entzücken, als er sein mächtiges Werk entwarf? O ihr Kurzsichtigen, die ihr das Meer in Bechern erschöpfen wollt, die ihr dem Strome der Herrlichkeit seine Ufer macht, welcher unselige Geist ist über Euch gekommen, daß Ihr also verwegen seyn dürft? Ihr glaubt die Kunst zu ergründen, und ergründet nur Eure Engherzigkeit, nach dieser soll sich der Geist Gottes richten, der jene erhabene Ebenbilder des Schöpfers beseelt. Ihr lästert die Kunst, wenn Ihr sie erhebt, sie ist nur ein Spiel Eurer nichtigen Eitelkeit. Wie der Allmächtige den Sünder duldet, so erlaubt auch Angelo's Größe, seine unsterblichen Werke, seine Riesengestalten dulden es, daß Ihr so von ihnen sprechen dürft, und beydes ist wunderbar.«

Er verließ im Zorne den Saal, und Alle erhuben ein lautes Lachen. »Was er nicht versteht,« sagte Sternbalds Nachbar, »hält er für Unsinn.« Sternbald aber war von den Worten und Gebehrden des Greises tief ergriffen, dieser enthusiastische Unwille hatte ihn mit angefaßt, er verließ schnell die Gesellschaft, ohne sich zu entschuldigen, ohne Abschied zu nehmen.

Er ging dem Alten durch die Straßen nach, und traf ihn in der Nähe des Vaticans. »Ver-

zeiht,« sagte Sternbald, »daß ich Euch anrede, ich gehöre nicht zu jenen, meine Meinung ist nicht die ihrige, immer hat sich mein Herz dagegen empört, so mit dem Ehrwürdigstem der Welt umzugehen.«

»Ich war ein Thor,« sagte der Greis, »daß ich mich wieder, wie mir oft geschieht, von meiner Hitze übereilen ließ. Wozu Worte? Wer versteht die Rede des Andern?«

Er nahm Franz bey der Hand, sie gingen durch das große Vatican, der Alte eilte nach der Capelle des Sixtus. Schon fiel der Abend und seine Dämmerung herein, die großen Säle waren nur ungewiß erleuchtet. Er stellte ihn vor das jüngste Gericht, und ging schweigend wieder fort.

In der ruhigen Einsamkeit schaute Sternbald das erhabene Gedicht mit demüthigen Augen an. Die großen Gestalten schienen sich von oben herab zu bewegen, das gewaltige Entsetzen des Augenblicks bemächtigte sich auch seiner. Er stand da, und bath den Figuren, dem Geiste Michael Angelo's seine Verirrung ab.

Die großen Apostel an der Decke sahen ihn ernst mit ihren ewigen Zügen und Mienen an, die Schöpfungsgeschichte lag wunderbar da, der Allmächtige auf dem Sturmwinde herfahrend. Aber wie ein donnerndes Gewitter stand vorzüglich das jüngste Gericht vor seinen Augen; er fühlte sich innerlich

neu verändert, neu geschaffen, noch nie war die Kunst so mit Heeresmacht auf ihn zugekommen.

»Hier hast du dich verklärt, Buonarotti, großer Eingeweihter,« sagte Franz, »hier schweben deine furchtbaren Räthsel, du kümmerst dich nicht darum wer sie versteht.«

Sechstes Capitel.

Franz fand den bisherigen Leichtsinn seiner Lebensweise nüchtern und ungenügend, er bereuete manche Stunde, er nahm sich vor, sich inniger der Kunst zu widmen. Er brach den Umgang mit der schönen Lenore ab, er fühlte es innig, daß er sie nicht liebe. Sein Freund Castellani verspottete ihn, und bedauerte seine Anlagen, die nun nothwendig verderben müßten, aber Franz empfand die Leerheit dieses Menschen, und achtete jetzt nicht darauf.

Eine neue Liebe zur Kunst erwachte in ihm, sein Jugendleben in Nürnberg, sein Freund Sebastian traten mit frischer Lieblichkeit vor seine Seele. Er machte sich Vorwürfe, daß er bisher so oft Dürer und Sebastian aus seinem Gedächtnisse verloren. Er nahm seine geliebte Schreibtafel, hervor, und küßte sie, die verwelkten Blumen rührten ihn zu Thränen: »Ach, du bist nun auch verwelkt und dahin!« seufzte

er. Auch das Bildniß, das er vom Berge mitgenommen hatte, stellte er vor sich. — Ihm fiel der Brief der Gräfinn in die Hände, den er bis dahin ganz vergessen hatte.

Er beschloß, die Familie noch an diesem Tage aufzusuchen, er fühlte ein Bedürfniß nach neuen Freunden. Franz nahm den Brief und erkundigte sich nach der Wohnung, sie ward ihm bezeichnet. Die Leute, die er suchte, lebten vor der Stadt in einem Garten. Ein Diener empfing ihn, und leitete ihn durch angenehme Baumgänge, der Garten war nicht groß, aber voller Obst und Gemüse. In einem kleinen, niedlichen Gartenhause, sagte der Diener, würde er die Tochter finden, die Mutter sey ausgegangen, der Vater schon seit sechzehn Jahren todt. Franz bemerkte durch das Fenster einen weißen, runden Arm, eine schöne Hand, die auf einer Zither spielte. Indem begegnete ihm ein alter Mann, der fast achtzig Jahre alt zu seyn schien, er verließ das Gartenhaus, und ging durch den Garten nach dem Wohnhause zurück. Franz trat in das Zimmer. Das Mädchen legte die Zither weg, als sie ihn bemerkte, sie ging ihm entgegen.

Beyde standen sich gegenüber und erstaunten, beyde erkannten sich im Augenblicke. Franz zitterte, er konnte die Sprache nicht wieder finden, die Stunde, die er so oft als die seligste seines Lebens her,

bey gewünscht hatte, überraschte ihn zu unerwartet. Es war das Wesen, dem er nach geeilt war, die er in seinem Geburtsdorfe gesprochen, die er mit aller Seele liebte, die er verloren glaubte. Sie schien fast eben so bewegt, er gab ihr den Brief der Gräfinn, sie durchflog ihn schnell, sie sprach nur von dem Orte, wo sie ihn vor anderthalb Jahren gesehen und gesprochen. Er nahm die theure Brieftasche, er reichte sie ihr hin, und indem hörte man durch den Garten ein Waldhorn spielen. Nun konnte sich Franz nicht länger aufrecht halten, er sank vor der schönen bewegten Gestalt in die Knie, weinend küßte er ihre Hände. Die wunderbare Stimmung hatte auch sie ergriffen, sie hielt die vertrockneten Blumen schweigend und staunend in Händen, sie beugte sich zu ihm hinab. — »O, daß ich Euch wieder sähe!« sagte sie stammelnd; allenthalben ist mir Euer Bild gefolgt.« — »Und diese Blumen,« rief Sternbald aus, »erinnert Ihr Euch des Knaben, der sie Euch gab? Ich war es; ich weiß mich nicht zu fassen. — Er sank mit dem Kopfe in ihren Schooß, ihr holdes Gesicht war auf ihn herab gebeugt, das Waldhorn phantasirte mit herzdurchdringenden Tönen, er drückte sie an sich, und küßte sie, sie schloß sich fester an ihn, beyde verloren sich im staunenden Entzücken.

Franz wußte immer noch nicht, ob er träume, ob alles nicht Einbildung sey. Das Waldhorn ver-

stummte, er sammelte sich wieder. Ohne daß sie es gewollt hatten, fast ohne daß sie es wußten, hatten beyde sich ihre Liebe gestanden. — »Was denkt Ihr von mir? sagte Marie mit einem holdseligen Erröthen. »Ich begreife es ewig nicht, aber Ihr seyd mir wie ein längst gekannter Freund, Ihr seyd mir nicht fremde.«

»Ist unsre eigene Seele, ist unser Herz uns fremd?« rief Sternbald aus. »Nein, von diesem Augenblicke an erst beginnt mein Leben, o, es ist so wunderbar, und doch so wahr. Warum wollen wir's begreifen? — Seyd Ihr glücklich? — Bist du meine süße Geliebte? Bin ich der, den du suchtest? Findest du mich gern wieder?«

Sie gab ihm beschämt die Hand, und drückte sie. Der alte Mann kam zurück, und meldete, daß er ausgehen müsse, Franz betrachtete ihn mit Erstaunen, er errieth, daß es derselbe seyn müsse, der musicirt habe, den er schon in der Kindheit auf dem grünen Rasenplatze gesehen. Die Bäume rauschten draußen so wunderbar, er hörte aus der Ferne das Geräusch auf der Landstraße, jedes andere Leben erschien ihm traurig, nur sein Daseyn war das freudigste und glorreichste.

Er ging, weil er die Rückkehr der Mutter nicht erwarten wollte, er versprach, seine Geliebte am folgenden Tage zu besuchen.«

Durchs Feld schweifte er umher, er sah noch immer sie, den Garten, ihr Zimmer vor sich. Er war in der Stadt, und konnte sich nicht besinnen, welchen Weg er gekommen war. In seiner Stube nahm er seine Zither, und küßte sie, er griff in die Töne hinein, und Liebe und Entzücken antwortete ihm in der Sprache der Musik. In der ganzen Natur vernahm er Gruß und Glückwunsch. Er wollte seinem Sebastian schreiben, aber er konnte nicht zur Ruhe kommen. Er fing an, aber seine Gedanken verließen ihn, er schrieb folgendes nieder:

Sanft umfangen
Vom Verlangen,
Abendwolken zieh'n,
O, gegrüßt sey holdes Glücke,
Endlich, endlich meinem Blicke,
Längst gepflanzte Blumen blüh'n.

Abendröthe winkt herunter:
Hoffe auf den Morgen munter;
Winde eilen, verkünden's der Ferne,
Blicken auf mich nieder die freundlichen Sterne.

Keiner, der nicht grüßend niederschaute:
Ist es, singen sie, dir gelungen?
Welche Töne rühren sich in der Laute,
Von unsichtbarer Geisterhand durchklungen?

Von selbst erregt sie sich zum Spiele,
Will ihre Worte gern verkünden,
Kennst du, Vertraute, die Gefühle,
Die quälend, beglückend mein Herz entzünden?
O töne, ich kann das Lied nicht finden,
Das Leid, das Glück, das mich bewegt,
Und Klang und Lust in mir erregt.

Will ich von Glück, von Freude singen,
Von alten, wonnevollen Stunden?
Es ist nicht da und fern verschwunden,
Mein Geist von Entzücken fest gebunden,
Beengt, beschränkt die gold'nen Schwingen.

Geht die Liebe wohl auf deinem Klange,
Ist sie's, die deine Töne rührt?
Und dieses Herz mit sterbendem Drange
Auf deinen Melodien entführt?

Mit Zitherklang kam sie mir entgegen,
Mein Geist in Netzen, von Tönen gefangen,
Ich fühlte schon dieß Beben, dieß Bangen,
Entzücken überströmte, ein goldner Regen.

Sie saß im Zimmer, wartete mein,
Die Liebe führte mich hinein,
Erklang das alte Waldhorn drein.
Dein voller Klang
Mein Herz schon oft durchdrang.

Meiner Liebe vertraut,
Von deinem Ton mein Herz durchschaut.
Nun verstummen nie die Töne,
Lautenklang mein ganzes Leben,
Herz verklärt in schönster Schöne,
Wundervollem Glanz und Weben
Hin gegeben.

Ende.